

Claudia Reeb

ERKER IM BODENSEERAUM

Gemeinsamkeiten und Unterschiede an profanen städtischen Fassadenanbauten vom 15. bis 19. Jahrhundert

Bis ins 19. Jahrhundert waren die Städte um den Bodensee und in der Nähe des Sees kulturell eng miteinander verbunden, zumal der See sowohl in wirtschaftlicher als auch in gesellschaftlicher Hinsicht bedeutend war.¹ Aufgrund der geografisch zentralen Lage innerhalb Europas wurde die Geschichte des Bodenseeraums lange von seiner Wirtschafts- und Verkehrssituation bestimmt. Seit römischer Zeit führten die Wege von Norden via Bodensee über die Bündner Pässe in den Süden. Auch auf der Route von Westen nach Osten, zwischen Rhein und Donau, diente der Bodensee als bedeutender und komfortabler Handels- und Transportweg.

Neben dieser Bedeutung als Durchgangszone und Umschlagplatz nahm die Region noch in einer zweiten Hinsicht eine relevante wirtschaftliche Stellung ein: Angesichts des florierenden internationalen Fernhandels entwickelte sich nach dem 12. Jahrhundert vor Ort ein exportorientiertes Textilgewerbe. Bereits im Mittelalter wurden rund um den See Güter produziert und gehandelt; zum einen Leinwand und Barchet, die in großen Mengen nach Italien und Frankreich exportiert wurden, zum anderen Getreide, das vor allem in Vorarlberg und im übrigen Gebiet der Eidgenossenschaft gefragt war. Teile Süddeutschlands, Vorarlbergs und der Ostschweiz bildeten somit eine zusammenhängende Textilregion, die gleichermaßen von Kooperation und Konkurrenz geprägt war.²

Zusätzlich zu diesen wirtschaftlichen Verflechtungen bestanden enge politische Beziehungen. Ausgehend von einem 1312 gegründeten Städtebund, dem Zürich, Konstanz, Schaffhausen und St. Gallen angehörten, entwickelte sich ein Bündnisgeflecht, dem zeitweise über 40 Städte, Feudalherren und Herrschaftsgebiete angehörten. Deren oberstes Ziel war die Erhaltung des sogenannten Landfriedens. Diese wirtschaftlichen, politischen und zum Teil auch familiären Beziehungen um den Bodensee förderten einen Kulturtransfer. Exemplarisch dafür waren die profanen Erker, die seit dem 15. Jahrhundert in den Städten der Bodenseeregion entstanden und die im Folgenden näher beleuchtet werden.

PRESTIGEOBJEKTE EINER VERMÖGENDEN BÜRGERSCHICHT

Das Aufkommen der städtischen profanen Erker im Spätmittelalter bedurfte zwei grundlegender Entwicklungen: Die erste Voraussetzung war die Herstellung von Glas in ausreichender Qualität und Menge zu erschwinglichen Preisen. Diese Errungenschaft hatte erst im 15. Jahrhundert den technischen und wirtschaftlichen Stand erreicht, welcher der Anforderung genügte, die durch den Erkeranbau geöffnete Fassadenflächen zufriedenstellend zu verschliessen. Als zweite massgebliche Voraussetzung ist die sich im Laufe des Mittelalters markant verändernden Gesellschaftsstrukturen zu nennen: Der städtische Adel verlor kontinuierlich an Bedeutung, wo hingegen das Bürgertum zunehmend erstarkte. Als ein aus dem Wehr- und Burgenbau übernommenes Element erwies sich der Erker als ein geeignetes Objekt, die neugewonnene soziale Stellung oder auch den erworbenen Reichtum den Zeitgenossen prominent vor Augen zu führen. Die Ausbauten waren somit nicht zuletzt Zeichen eines wachsenden bürgerlichen Selbstbewusstseins, wenngleich die Bauherren es vermieden, Prestigegewinn oder Repräsentation explizit als Motivation für den Erkerbau zu bekunden, denn die Zur-Schau-Stellung von Reichtum war verpönt.

Obgleich Bauvorschriften in den Städten seitens der Behörden erst spät niedergeschrieben wurden, kamen bereits im Mittelalter verbindliche Regelungen zum Bau von Erkern zur Anwendung, zumal Fassadenanbauten bekanntermassen einen Eingriff in den öffentlichen und nachbarlichen Lebensraum bedeuteten. Die behördlichen Vorgaben waren teils so restriktiv, dass eine gewisse Uniformität der Erker in einzelnen Städten nicht erstaunt. Bis zum 18. Jahrhundert wurden Erker mehrheitlich an bereits bestehende Gebäude angebaut. Aufgrund ihres Grundrisses lassen sich Erker in drei Hauptformen unterteilen: in Kastenerker über rechteckigem Grundriss, in Polygonalerker über mehreckigem Grundriss und in Runderker über halb- oder dreiviertelrundem Grundriss. Allen diesen ist gemein, dass sie über die gesamte Stockwerkshöhe vorkragen. Anbauten, die lediglich die Höhe der Fensterzone umfassen, werden Fenstererker genannt. Davon zu unterscheiden sind die Halberker, die zwar ebenfalls im Bereich der Fensterzone aus der Fassade ragen, jedoch im Gegensatz zu diesen über einen Unterbau sowie eine Dachhaube verfügen. Die einseitig gewinkelt vorkragende Fassade schliesslich ist eine Besonderheit von Fachwerkkonstruktionen und ermöglicht den Hausbewohnern einen erweiterten Ausblick auf die Gasse oder einen öffentlich bedeutsamen Platz.

DIE BODENSEEREGION UND IHRE ERKERSTÄDTE

Als Bodenseestädte gelten im historischen Sprachgebrauch nicht ausschliesslich Orte mit unmittelbarem Seeanstoss, sondern all jene Städte, die entweder bilateral oder

durch Bündnisse mit anderen Städten dieses Gebiets in enger wirtschaftlicher Beziehung standen. So zählen nicht nur Konstanz, Überlingen, Meersburg, Friedrichshafen, Lindau, Bregenz, Rorschach, Arbon, Steckborn und Stein am Rhein zu den Bodenseestädten, sondern eben auch die Städte Schaffhausen, St. Gallen und Zürich.³

Aus heutiger Sicht gelten vor allem die Städte Schaffhausen und St. Gallen als eigentliche »Erkerstädte«. Dieses Prädikat beanspruchen die Städte nicht nur aufgrund der hohen Quantität ihrer Erker, sondern mehr noch wegen deren exzeptionellen gestalterischen Qualität, der stilistischen Vielfalt sowie der langen Bauphase, die von der Renaissance bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts reichte. Obwohl in der Stadt St. Gallen nicht die grösste Anzahl an Erkern zu finden ist, heben sich diese von den Erkern in anderen Städten durch ihre Machart ab. Im 18. Jahrhundert entstanden einige hölzerne Schnitzerei-Erker, die – zusammen mit drei Beispielen in Rorschach – qualitativ herausragen und als stadttypisch gelten. Die große Zahl an in der Gallusstadt abgebrochenen Exemplaren lässt indes darauf schließen, dass die Erker nicht zu allen Zeiten als bedeutend estimiert wurden. Während der Erkerbau im Verlauf des 18. Jahrhunderts in St. Gallen zusehends erlahmte und nach 1720 nur noch vereinzelt, einfach gestaltete Anbauten entstanden, erlebte die Stadt Schaffhausen dann ihre Erker-Hochzeit. Zwar hatte der dortige Erkerbau bereits im 16. Jahrhundert eingesetzt, doch kam es im 18. Jahrhundert zu einer eigentlichen Erkerbaublüte. Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang auch die zahlreichen Fenstererker, eine typologische Eigenheit, die in erster Linie in den Städten Schaffhausen, Diessenhofen und Zürich anzutreffen sind. Leider musste auch in der Murtstadt in den 1960er-Jahren eine ganze Reihe von historischen Gebäuden mit angebauten Erkern Neubauten weichen,⁴ nachdem schon bei der Bombardierung in der Nacht vom 1. April 1944 zahlreiche Häuser unter anderem mit Erkern zerstört worden waren. Einzelne Gebäude waren in der Folge wieder aufgebaut worden – einige Erker sind heute als Kopien an den Hausfassaden angebracht. Sehr grossen Schaden nahm während des Zweiten Weltkriegs die deutsche Stadt Friedrichshafen⁵; zwei Drittel der Gebäude wurden zerstört. Vor allem die historische Altstadt sowie die Hafenanlage fielen den Bomben zum Opfer⁶, weshalb heute in dieser Stadt keine Erker mehr erhalten sind. Die beiden deutschen Städte Überlingen und Meersburg weisen insgesamt nur eine geringe Menge an Erkern auf. Die erhaltenen stammen allesamt aus dem 16. beziehungsweise aus dem frühen 17. Jahrhundert. Anders verhält es sich in der Hafenstadt Lindau: Zahlreiche, oft schmucklose Erker sind dort zu finden. Entstanden sind sie zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert. Ungefähr gleich viele Erker wie in Lindau finden sich in der Stadt Konstanz.⁷ In der Mehrzahl stammen diese aus der Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts. Erwähnenswert und eine Besonderheit sind die Halberker mit den als Männerbüsten gestalteten Konsolfiguren. Bregenz, der einzigen Hafenstadt auf österreichischem Gebiet, kommt in Bezug auf den Erkerbau eine geringe Bedeutung zu. Vier relevante Beispiele lassen sich heute noch finden, wobei das früheste erst aus dem späten 17. Jahrhundert stammt. Ebenfalls kaum eine Erkertradition entwickelte das thurgauische Arbon. Die

frühesten der wenigen verputzten oder aus Sichtfachwerk bestehenden Erker stammen wohl aus dem 18. Jahrhundert. In einigen anderen kleineren Orten jedoch kommen Erker vor, die eine große Ähnlichkeit mit den Anbauten der benachbarten, größeren Städte aufweisen. Auch bei den Erkern in den Städtchen Steckborn und Diessenhofen fallen Gemeinsamkeiten auf, welche diese Anbauten mit denjenigen in Schaffhausen und Stein am Rhein teilen. Besonders beim zwischen diesen Orten gelegenen Diessenhofen ist die Gleichartigkeit der Erker bemerkenswert. Einerseits lehnen sich die wappengeschmückten Steinerker sowie die in demselben Material gebauten Fenstererker formal an die Schaffhauser Erker an. Andererseits geben zwei polygonale Holzerker die Gestaltung der Erker in Stein am Rhein wieder. Bei Letzteren ist zudem der untere Erkerabschluss mit der verzierten, flachen Platte identisch. Diese Gestaltung ist eine Besonderheit der Erker in Stein am Rhein. Das Vorkommen dieses Elements beschränkt sich denn auch explizit auf diesen Ort. Die Mehrzahl der Steinerker stammt aus der Zeit zwischen 1600 und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie weisen verschiedene Formen auf und sind sowohl in Holz, Stein und Fachwerk erstellt. Als weiteres Charakteristikum des Städtchens gelten die leicht gewinkelten Fassadenausbauten, beziehungsweise die ausgestellt vorkragenden Obergeschosse an einigen Fachwerkbauten. Fassadenauskragungen ermöglichen auch in der Stadt Zürich den Blick aus schmalen Seitenfenstern. Die Limmatstadt weist – hinter den Städten Schaffhausen und St. Gallen – die drittmeisten Erker auf, nämlich knapp einhundert. Erbaut wurden diese zur Hauptsache zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert. Anders als in den beiden sogenannten Erkerstädten entwickelte sich in Zürich jedoch keine stadttypische Erkerform: Die Erker sind in Stein oder Holz gebaut und zeigen stilistisch unterschiedliche Bau- und Dekorformen.

TYPOLOGIE

Die geografische Nähe der untersuchten Orte und die wirtschaftlichen Verbindungen begünstigten zwar eine ähnliche Formensprache bei den Erkern, aber dennoch zeichnet sich fast jede Stadt durch eine individuelle Ausprägung aus. Unterschiedliche Ausgestaltungen sind einerseits in der Form der Erker und andererseits in der dekorativen Gestaltung der Anbauten zu verzeichnen. Dass in allen Städten Kasten- und Polygonalerker vorkommen, wurde bereits erwähnt. **Runderker** indes sind eine Besonderheit der Stadt St. Gallen. Ihr Bau steht im Zusammenhang mit der angesehenen Familie Zollikofer, die mit den Gebäuden, die sie mit den markanten Eck-Runderkern versehen haben, das St. Galler Stadtbild prägte. Die Bauherren der Runderker entstammen allesamt der sogenannten »roten« Linie der Zollikofer, die auf Ludwig I. (1450–1514) zurückgeht. Die Nachkommen von Georg (1492–1539), dem erstgeborenen Sohn von Ludwig I., haben sich durch eine rege Bautätigkeit hervorgetan. Der typische Schlossbaustil nahm mit seinen Söhnen den Anfang: Leonhard errichtete 1586 das heutige Schloss Altenklin-



Abb. 1: Schloss Altenklingen im Thurgauischen Märstetten, 1586 von Leonhard Zollikofer errichtet.



Abb. 2: Schloss Sonnenberg in Stettfurt (TG); 1595 von Matthias Höbel im Auftrag von Jos Zollikofer erbaut.

gen in Märstetten (TG) mit seinen zahlreichen Runderkern (Abbildung 1). Sein jüngster Bruder Jos baute im Jahr 1595 das Schloss Sonnenberg im thurgauischen Stettfurt im Stil von Schloss Altenklingen. Wie dieses weist auch Schloss Sonnenberg neben Kastenerkern einige markante Runderker auf (Abbildung 2). Innerhalb der Stadtmauern St. Gallens baute Rosina Zollikofer, die Tochter von Georg Zollikofer, an ihr Haus Zum Falken an der Spisergasse bereits um 1585 einen Runderker an (Abbildung 3), also noch vor dem Bau von Schloss Altenklingen.

Auch die nächste Generation in der Linie der »roten« Zollikofer tat sich durch den Bau schlossähnlicher Stadtbauten hervor. Laurenz II. (1552–1623) gilt als Bauherr des Schlössli an der Spisergasse 42 (Abbildung 4). Er sowie seine Brüder und Onkel waren von Kaiser Rudolf II. in den erblichen reichsturnierfähigen Adelsstand erhoben worden. Diesem neuen Junkertum sollte mit den herrschaftlichen Landsitzen und Bauten sichtbarer Rückhalt verliehen werden. Als exemplarisch dafür gilt eben das Ende 16. Jahrhunderts errichtete Schlössli.



Abb. 3: Haus Zum Langen Erker (um 1585),
Spisergasse 9a, St. Gallen.



Abb. 4: Haus Zum Schlössli (zwischen 1586 und 1590),
Spisergasse 42, St. Gallen.



Abb. 5: Fenstererker, Haus Zum Türmlein,
Vorstadt 64, Schaffhausen.



Abb. 6: Polygonalererker, Zum Salmansweilerhof (1525),
Franziskanerstrasse 15, Überlingen.

Eine weitere formale Besonderheit sind **Fenstererker**, deren Vorkommen sich auf die Stadt Schaffhausen beschränkt. Sie kragen nicht über die gesamte Stockwerkhöhe vor, sondern umfassen lediglich die Höhe der Fensterzone. In ihre Gewände, die als verstärkter Rahmen aus der Fassade ragen, sind oft schmale, gelegentlich verzierte, Schlitzze eingelassen (Abbildung 5). Rund 80 Fenstererker sind heute in der Stadt Schaffhausen, fünf im benachbarten Diessenhofen und drei in der Stadt Zürich noch erhalten.

Neben den Fenstererkern ragen auch die **Halberker** lediglich zwischen der Fensterbrüstung und dem -sturz aus der Fassade. Diese Vorbauten sind jedoch mit einem profilierten Erkerunterbau und einer Dachhaube versehen. Die ältesten dieser Halberker stammen aus dem späten 15. und frühen 16. Jahrhundert. Im Bodenseeraum, und zwar in Stein am Rhein, Konstanz und Überlingen, finden sich heute noch acht dieser Halberker. Drei Beispiele sollen an dieser Stelle näher betrachtet werden: Halberker und einziges Beispiel eines Dreieckerkers im Bodenseeraum ist der aus dem Jahr 1525 stammende Anbau am zinnengeschmückten Torbau des Salmannsweilerhofs in Überlingen (Abbildung 6). Die kleine Dreieckausstülpung ist noch heute mit Butzenscheiben verglast und ruht auf einem Schlussstein, der als Männerkopf mit krausem Haupthaar, Schnauz- und Backenbart gestaltet ist. Die beiden weiteren Beispiele stammen aus Konstanz, wo die Anbringung von männlichen Tragbüsten an Halberkern bis ins 17. Jahrhundert beliebt war. Am Gebäude *Zum Hohen Hirschen* belegt dies eine Landsknechtfigur aus dem frühen 16. Jahrhundert, die sich mit beiden Händen auf einer Fensterbank abstützt und durch ein Fenster zu schauen scheint. Kopf und Kleidung der Figur sind plastisch detailliert ausgearbeitet – bis hin zu den Falten des bauschigen Hemdes (Abbildung 7). Anfang des 17. Jahrhunderts entstand die Konsolfigur am Gebäude *Zum Spätgerber*. Diese Figur umfasst mit beiden Händen ein Gerbermesser und lehnt sich – so scheint es – selbstbewusst grinsend dem Publikum entgegen (Abbildung 8).

Als letzte konstruktive Besonderheit ist die einseitig gewinkelt vorkragende Fassade an Fachwerkkonstruktionen zu nennen. Gewinkelte Auskragungen mit kleinen Sei-



Abb. 7: Konsolfigur, Haus *Zum Hohen Hirsch* (frühes 16. Jahrhundert), Münzgasse 30, Konstanz.



Abb. 8: Konsolfigur, Haus *Zum Spätgerber* (1633), Kreuzlingerstrasse 8, Konstanz.

tenfenstern finden sich in Stein am Rhein, in Konstanz, in Lindau und in Zürich. In einigen Fällen ist die Auskragung der Fassade so gering, dass für die Konstruktion der Fensteröffnungen das danebengelegene Mauerwerk ausgebrochen werden musste. Dies ist auch bei den ehemaligen Gerberhäusern an der Bachstrasse in Schaffhausen der Fall. Dort finden sich noch heute einige eindruckliche Beispiele von Guckscharten, die alle einen direkten Blick auf das Zunfthaus der Gerber erlauben (Abbildung 9).

LOKALE BAUPLASTISCHE BESONDERHEITEN

Im Folgenden werden bauplastische Besonderheiten vorgestellt. Auf die geometrischen Ornamente und die Mehrzahl der vegetabilen Elemente wird jedoch nicht eingegangen, da die meisten dieser Motive wie Rotations- oder Wirbelmotive sowie Akanthuslaub, Blumen oder Fruchtgirlanden, sich als Schmuckelemente geografisch nicht auf einen Ort beschränken, sondern im gesamten Bodenseeraum Anwendung fanden. Ornamente, die seit der Renaissance im Umlauf waren, lieferten den Bauleuten hierfür entsprechende Darstellungsvorlagen. Einige wenige Motive sind hingegen lediglich an den Erkern in bestimmten Städten zu finden.

TULPE

Die Tulpe wurde im 17. Jahrhundert nicht nur wegen ihrer Schönheit wertgeschätzt, sie galt als Statussymbol schlechthin. Die vielblättrige und farbenprächtige Blume hatte während der sogenannten »Tulpenmanie« in Holland Ruhm erlangt und Anlegern ein Vermögen eingebracht. Handelsfamilien aus Amsterdam und Haarlem, die durch den Handel mit Ostindien zu beachtlichem Vermögen gelangt waren, erwarben damals repräsentative Anwesen mit großen Gärten, um ihren neuen Reichtum und ihre soziale Stellung zu präsentieren. In der Folge entstanden Prachtgärten, die in ihrer An-



Abb. 9: Guckscharten an den ehemaligen Gerberhäusern an der Bachstrasse in Schaffhausen mit direktem Blick auf das Zunfthaus der Gerber.

lage an die Gartenlandschaften von Fürstensitzen erinnerten.⁸ Die Tulpen unterschieden sich vor allem durch die intensiveren und konzentrierteren Farben von jeder anderen damals bekannten Pflanze, was sie bei der Oberschicht umso begehrter und in der Folge zum Spekulationsobjekt machte. Die Preise für ausgefallene und nur schwer erhältliche Tulpenzwiebeln kletterten stetig⁹, bis ein Händler im Jahr 1637 bei einer Auktion den von ihm geforderten Preis für die kostbaren Knollen nicht mehr erhielt. Innerhalb kürzester Zeit brach darauf der Markt für Tulpenzwiebeln zusammen, und es kam zur größten Spekulationskrise der Neuzeit.¹⁰ Auch wenn die Tulpe in der Folge keine begehrte Handelsware mehr war, fand das Motiv längst Eingang in die bildende Kunst, auf bedruckten oder bestickten Stoffen, in der Bauplastik sowie auf Fliesen oder Haushaltkeramik. Tulpen wurden Mitte des 16. Jahrhundert aus der Türkei nach Mitteleuropa gebracht. Im April 1559 sah Conrad Gessner (1516–1565), Zürcher Arzt, Naturforscher und Altphilologe, eine rotblütige Pflanze blühend im Garten des Augsburger Kaufmanns Johann Heinrich Herwart (1520–1583). Seine daraufhin entstandene Aquarellabbildung gilt heute als älteste bekannte Tulpendarstellung.¹¹

In der Munotstadt wird das Motiv der Tulpe erst rund zwanzig Jahre nach dem »Börsencrash« an vier Erkerkonsolen aufgegriffen. Die Pflanze zielt zusammen mit einer Akanthusranke die Innen- und Aussenseiten der Konsolen (Abbildung 10). Neben diesen Darstellungen kommen Tulpen in Schaffhausen auch als Dekorelement von Seiten- und Brüstungsfeldern vor. Meist werden sie dort als Teil eines Relief-Pflanzengebundes gezeigt, umwickelt mit einem Band oder arrangiert in einer Vase. Da die Wirtschaftskrise grosse Auswirkungen auf ganz Europa hatte, ist anzunehmen, dass den Hauseigentümern und Werkmeistern in Schaffhausen die Aufsehen erregende Finanzgeschichte bekannt war. Ob die Pflanze als Ausdruck des Reichtums oder aufgrund ihrer aussergewöhnlichen und vielfältigen Form geschätzt wurde, muss indes dahin gestellt bleiben.



Abb. 10: Tulpe auf Sandstein-Konsole, Haus Zur Schwarzen Straussenfeder (1658), Vorstadt 27, Schaffhausen.

ALRAUNWURZEL

Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist auch die wenig bekannte Alraunwurzel, auch Mandragora genannt, die als Gestaltungsmotiv vor allem an Erkern in den Städten Schaffhausen, St. Gallen und Rorschach vorkommt.¹² Die Alraune, botanisch der Familie der Nachtschattengewächse zugehörend, wird seit der Antike – wohl wegen der menschenähnlichen Form der Wurzel – als Zauberpflanze rezipiert, um die sich unzählige Legenden und Spekulationen ranken. Erste ikonographische Zeugnisse der Pflanze finden sich auf dem Elfenbeinsarg des ägyptischen Königs Tutanchamun, der von 1332 bis 1323 vor Christus regierte. Aus der Zeit um 512 nach Christus sind in der spätantiken Sammelhandschrift des Arztes Pedanios Dioskurides, auch bekannt als Anicia-Juliana-Kodex, zwei Gemälde mit Alraundarstellungen erhalten.¹³ Auch auf der Sündenfall-Darstellung im Kreuzgang der Kathedrale von Girona, Spanien, aus dem 12. Jahrhundert ist die Alraune zu erkennen.¹⁴ Während dort die kugelförmigen Früchte der Pflanze dargestellt sind, halten die beiden Bilder der spätantiken Pergamentsammelschrift, die sich seit dem 16. Jahrhundert in der Nationalbibliothek in Wien befindet, die Wurzel des Gewächses fest. Sie zeugen von der frühen Anthropomorphisierung der Pflanze und vom Aberglauben in Bezug auf ihre Bergung.¹⁵ Da das Ernten der Alraune als lebensgefährlich galt, waren zahlreiche Anweisungen damit verbunden. Mit dem Schwert drei



Abb. 11: Fructus mandragore,
Buchillumination,
um 1390; (in: Müller-Eberling/Rätsch 2004, o. S.).

Kreise um die Pflanze zu ziehen, war nur eine davon.¹⁶ Im Mittelalter war man überzeugt, nur an Freitagabenden vor Sonnenuntergang die Wurzel auf einem Galgenberg ausgraben zu können. Nach damaliger Vorstellung wuchs die Pflanze aus Tränen, Harn und Sperma der Erhängten, worauf auch der verbreitete Name »Galgenmännlein« hinweist. Da die Alraunen laut Überlieferung beim Ausziehen aus der Erde todbringend schrien, blieb diese Aufgabe einem Hund überlassen, dessen Leine an deren Wurzel befestigt wurde. Seit dem 12. Jahrhundert ist der Hund Bestandteil der Ikonographie der Alraunenernte (Abbildung 11).¹⁷

In der Bibel findet sich im Alten Testament, Genesis 30, 14–30, ebenfalls ein Hinweis auf die Alraune und zwar auf die sexuell stimulierende Wirkung der anthropomorphen Pflanze.¹⁸ Die besagte Passage schildert die Geschichte von Lea, Jakobs zweiter Frau, und deren Wunsch, schwanger zu werden.¹⁹ Des Weiteren ist von den Ägyptern bekannt, dass sie die Wurzel als Liebestrank sowie als Schlaf- und Schmerzmittel verwendeten.²⁰ Bereits damals wiesen die Autoren jedoch auf die betäubende und aphrodisierende Wirkung der Alraune hin.²¹ Der Pflanze wurden allerlei übernatürliche Kräfte zugeschrieben, und sie war als Zauberwurzel für magische Rituale im zentral- und nord-europäischen Raum jahrhundertlang weit verbreitet, sodass die Verwendung der Wurzel letztlich verboten wurde. Zuwiderhandelnde wurden wegen Zauberei und Hexerei angeklagt, vom Klerus und den Inquisitionsgerichten verfolgt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.²² Im 16. Jahrhundert schliesslich erschien eine Reihe von Kräuterbüchern, in denen die Alraune behandelt wird, so zum Beispiel das *New Kräuterbuch*²³ von Leonhart Fuchs, das *Kreütterbuch*²⁴ von Hieronymus Bock, das *Kreutterbuch*²⁵ von Pierandrea Matthioli oder das *Kreüterbuch* von Otho Brunnefeltz²⁶ mit einer auf der Innentitelseite abgedruckten männlichen Alraunenpflanze. In der Folge wurde die Alraune zum Symbol des gesamten Kräuterwissens der damaligen Zeit.²⁷ Bis zur Gegenwart sind zahlreiche Fachpublikationen zur Geschichte und Wirkung der Alraune entstanden, die die Pflanze jedoch weiterhin in den Kontext der Zauberkräuter stellen.²⁸ Es findet sich kaum ein Hinweis zu Darstellungen der Alraune in der bildenden Kunst, der über die erwähnten Abbildungen in den Kräuterbüchern oder die Bildikonografie der Alraunenbergung hinausgehen.²⁹

Dieser Exkurs dient dazu, die grosse Verbreitung und das Wissen um die Alraune im Mittelalter und der frühen Neuzeit aufzuzeigen. Die Symbolik und Bedeutung der Pflanze gehörte eindeutig zur Bildtradition der damaligen Zeit, und die Menschen verfügten – anders als wir heute – über die Kompetenz, die Sinnzusammenhänge der Darstellung zu erfassen. Mit der Anbringung der Alraunwurzel auf den Erkern fand somit ein Motiv Eingang in den bürgerlichen Kontext, das längst ikonografisch tradiert war.

Beispiele von Alraunwurzeln finden sich vor allem an Erkern in den Städten Schaffhausen, St. Gallen und Rorschach. Zwei Beispiele kommen jedoch auch in Konstanz, eines in Lindau vor. Abbildungen von Alraunfrüchten sind keine zu finden. Die charakteristisch geschwungene Alraunwurzel erscheint nicht als Einzelelement, sondern ist aus-

nahmslos Teil von Fruchtarrangements und -gehängen. Diese sind vor allem zwischen Mitte des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts in den genannten drei Städten verbreitet. Die dekorative Plastik erscheint flächenfüllend an den Brüstungsfeldern, als Hängekomposition an Fenster- und Brüstungspfosten oder als Girlanden an Dachfriesen. Die Alraune ist dem Gebilde meist seitlich oder im unteren Bereich angefügt und in unterschiedlichen Versionen dargestellt. Am häufigsten ähnelt die Wiedergabe ihrer Form der botanischen Vorlage. Verbunden im obersten Bereich spaltet sich die Wurzel in zwei Teile, die entweder geschwungen aneinander oder in einem je entgegengesetzten, sanften Bogen übereinander liegen. Je nach Vorliebe des Schnitzers oder Bildhauers winden die Enden sich mehr oder weniger stark (Abbildung 12). Alternativ bildet die Wurzel im oberen Bereich eine Art Schlaufe, deren Enden sich einmal gekrümmt überkreuzen. (Abbildung 13). Die eben beschriebenen Darstellungsarten nehmen Bezug auf die Alraune und setzen diese unmittelbar bildlich um. Zeitgleich entstanden formähnliche Anordnungen, die wohl ebenfalls auf die antike Pflanze zurückzuführen sind (Abbildung 14). Bei den beiden Fruchtverzierungen der Hermenpilaster an den Brüstungen der Erker an der Stadthausgasse 21 und der Vordergasse 6 in Schaffhausen kommt der Alraune eine zweifache Bedeutung zu. Zum einen schliesst sie mit ihrer harmonischen Form das Architekturelement im unten Bereich ab, zum anderen vervollständigt sie durch ihren anthropomorphen Charakter die Gestalt des Gliederungsmotivs. Es ist anzunehmen, dass mit dem tradierten Wissen um das Wesen der Alraune als anthropomorphe Pflanze gespielt



Abb. 12: Alraunwurzel, Haus Zum Gelben Haus (1605), Stadthausgasse 21, Schaffhausen.



Abb. 13: Alraunwurzel, Rathaus (1681), Hauptstrasse 29, Rorschach.

wurde. Die Fruchtarrangements sollten assoziativ wirken und überdies erotische Anspielungen transportieren. Unverkennbar ist beim Fruchtschmuck der Pilaster an den Erkern der Gebäude Vordergasse 67, heute 71 und Vordergasse 77 (Abbildung 15) der auf Wirkung bedachte Effekt der Darstellung und das Ausloten der Grenzen des Darstellbaren durch die Abstraktion. Da nahezu allen Obst- und Gemüsesorten eine erotische Bedeutung zugeschrieben wurde oder sie in der botanischen und medizinischen Literatur jener Zeit für ihre aphrodisische Wirkung bekannt waren, ist anzunehmen, dass Frucht Darstellungen auf den Erkern neben dem Verweis auf die biblische Symbolik oder die bloße Wiedergabe eines üblichen Schmuckmotivs weitere Bedeutungsebenen beinhalten, die von den Zeitgenossen durchaus erkannt wurden.³⁰

WAPPEN

Auch bei den Wappen handelt es sich um ein Dekorelement, das nicht im gesamten Bodenseeraum an Erkern verbreitet ist. Auffällig viele mit Wappen geschmückte Erker finden sich in Schaffhausen, etwas weniger in den Städten Diessenhofen, Konstanz, Lindau, Rorschach, Stein am Rhein und Zürich. In St. Gallen hingegen fehlt diese Konvention weitgehend. Wappendarstellungen an Erkern treten im Bodenseeraum ab Ende des 15. bis Anfang des 18. Jahrhunderts auf. Die Mehrzahl der Wappen entstand jedoch innerhalb rund einhundert Jahren von Ende 16. bis Ende 17. Jahrhundert. Vornehmlich schmücken sie als Vollwappen, mit Helmzier, Wust, Helm, Helmdecke, Schild und Wap-



Abb. 14: Fruchtarrangement, Haus Zum Palmbaum (1677), Münstergasse 19, Schaffhausen.



Abb. 15: Fruchtarrangement, Haus Zum Gelben Horn (1704), Vordergasse 77, Schaffhausen.

penschild, das vordere Erkerbrüstungsfeld (Abbildung 16). Vereinzelt zieren Vollwappen auch die seitlichen Brüstungsfelder, so beispielsweise in Zürich am Haus Zur Engelburg, dessen Erker aus den Jahren 1601–1604 stammt. Gelegentlich sind anstelle von Vollwappen einfache Wappenschilde auf den Frontfeldern abgebracht. Beispiele hierfür finden sich in Schaffhausen oder Konstanz. Verbindend für alle diese Wappen ist das Ausfüllen der gesamten, eingeschriebenen Fläche. Doch zieren auch einige kleinere Wappenschilde die Erker und zwar an schmalen Frontbrüstungen, an mehrteiligen Polygonalerkern, an Erkerunterbauten und vor allem zwischen oder an den Konsolen von Fenstererkern.

Die vorgefundenen Wappen lassen sich heute noch mehrheitlich ihren Besitzern zuordnen. Auf den Brüstungsfeldern stehen überwiegend zwei separate Wappen, manche einander zugeneigt, um dadurch ihre Zusammengehörigkeit zusätzlich zu betonen. Ein Besitzerpaar deklarierte somit nicht nur öffentlich seinen Besitz, sondern auch die Verbindung zwischen den Familien. Fast schon narrativen Charakter weist das Vorhandensein von mehr als zwei Wappen auf. An den Brüstungsfeldern der Erker Zum Affen, Zur Taube, Zur Grossen Kante oder Zum Spiegel verewigte sich der Bauherr nicht nur mit dem Wappen seiner aktuellen, sondern auch mit jenem seiner verstorbenen Ehefrau (Abbildung 17).

Warum erfuhren Wappen in der Frühen Neuzeit eine Blütezeit, und was veranlasste Familien dazu, anfangs nur Adelsgeschlechter dann zunehmend auch Familien anderer sozialer Führungsschichten, viel Geld zu bezahlen für die Erlaubnis, ein Familienwappen zu führen? Die Zeit des 15. Jahrhunderts war geprägt durch Veränderungen im sozialen Gefüge der mittelalterlichen Gesellschaft. Nach und nach versuchte sich das aufstrebende Bürgertum von der Abhängigkeit des Adels zu lösen. Vor allem durch Handel und die zunehmend wachsende Geldwirtschaft gelangte ein Teil der Gesellschafts-



Abb. 16: Wappen,
Haus Zur Blume (1605),
Vorstadt 11, Schaffhausen.

schicht, die vormals mehrheitlich mit Handwerk ein Auskommen fand, kontinuierlich zu Reichtum und Macht.³¹ So verbinden sich in der Stadt Zürich zwei Schichten, die zünftisch-gewerbliche und die junkerlich-adlige, zu einer neuen Elite.³² Auch wenn sich in anderen Städten, wie beispielsweise in St. Gallen, die Oberschicht nicht aus Adelsgeschlechtern bildete, manifestierten sich das Verhalten und der Lebensstil der Elite überall ähnlich. Der Wunsch nach sozialer Distinktion und Imitation der adligen Lebensweise war prägend für die Zeit. Unter anderem drückte sich dies aus durch den Erwerb von Adelstiteln und Wappenbriefen, mit dem Kauf von Gerichts- und Grundherrschaften, mit denen Schlossbesitz verbunden war, durch standesgemäßes Heiraten, der Zurschaustellung äusserlicher Zeichen gesellschaftlicher Privilegierung wie Wappen- und Siegelführung oder der Selbstdarstellung durch bestimmte Bauformen mit Bezug zur vorausgegangenen Feudalzeit.³³ Die Historikerin Dorothee Guggenheimer zeigt für die aus Konstanz stammende Sanktgaller Kaufmannsfamilie Zollikofer, wie ihr adelimitierender Lebensstil in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts konkret aussah: Neben dem Erwerb eines Wappenbriefs führte die Familie auf ihren Schlössern im Umland von St. Gallen – Greifenstein in Thal und Pfauenmoos in Berg SG – ein Leben nach adligem Vorbild.³⁴ Standesgemäß verbrachte die Familie einen Teil ihrer Zeit mit der Jagd. Daneben deuten umfangreiches Zinngeschirr, verschiedene Pfannen und Behältnisse sowie ein sogenanntes Kredenzbecken, das an Höfen zum Vorkosten von Speisen und Getränken üblich war, auf ein angenehmes sowie gesellschaftlich aktives Leben auf dem Land. Aus den Inventarlisten der Schlösser geht zudem ein reicher Vorrat an Textilien hervor, so zum Beispiel ein Dutzend Tischlaken aus Leinen, fünfzehn Tischtücher aus Zwilch und Bettwäsche, die für mindestens zehn Bettstätten reichte.³⁵ Das Familien-Wappen der Zollikofer ist auf dem Landsitz Altenklingen an zahlreichen Orten präsent, so beispielsweise auf einem Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert, an farbigen Allianzwappenschei-



Abb. 17: Wappen, Haus Zur Refz/ Grossen Kante (1643), Fronwagplatz 1 (früher 2), Schaffhausen.

ben oder an einer plastischen Relieffarbe über der offenen Feuerstelle im Ahnensaal.³⁶ Hingegen ist das Familienwappen nicht zu finden an den Stadthäusern der Familie, weder an der Fassade noch an den Erkern.

Auch die Schaffhauser Familie Peyer mit den Wecken erwarb Adelsbrief, Landgüter und Gerichtsherrschaft in der nahen Umgebung der Munotstadt. Es ist anzunehmen, dass ihr Leben ähnlich erbaulich war, wie dasjenige der Familie Zollikofer. Im Gegensatz zu dieser schmückte die Familie Peyer mit den Wecken ihre Stadthäuser aber zusätzlich mit zahlreichen Wappen. Insgesamt erscheint ihr Symbol – in Blau schrägrechts drei goldene Rauten – fünfzehn Mal an Schaffhauser Erkern. In der Mehrzahl bezeugen die Allianzwappen Verbindungen mit ebenfalls bedeutenden Familien der Schaffhauser Oberschicht wie den von Waldkirch, den Ziegler, den Peyer im Hof, den Im Thurn oder den Hurter.

In Schaffhausen tauchen Peyer erstmals im 14. Jahrhundert auf. Der Stammvater der Peyer mit den Wecken kann jedoch erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts in den Quellen gefasst werden. Hans Peyer (etwa 1410–1478) bewohnte das Haus Zum Peyerweggen (Unterstadt 39) und war in erster Ehe mit Anna Joos verheiratet. Nach deren Tod 1468 heiratete er Elsbeth Keller. Aus der zweiten Ehe gingen drei Kinder hervor. Hans Peyer übte den Beruf des Hufschmieds aus. Er scheint als Berufsmann derart erfolgreich gewesen zu sein, dass er, als er in den Rat und zum Zunftmeister gewählt wurde, die Wahl ablehnte. Dass er durch seine Tätigkeit zu Wohlstand gelangte, belegt ein Schuldbrief der Stadt Schaffhausen, wonach Hans Peyer der in Geldnöten steckenden Stadt »3000 goldguldin« vorstreckte. Auch wenn Hans Peyer kein Adliger war, scheint seine Arbeitssamkeit und wohl auch sein Geschick in Geldangelegenheiten die wirtschaftliche Basis gelegt zu haben, um es seinen Nachkommen zu ermöglichen, in höhere Ämter gewählt zu werden.³⁷ Durch kluge Heiratspolitik, die Verbindungen lassen sich noch heute an den Wappen auf den Erkern ablesen, festigten die Peyer mit den Wecken ihre Stellung als eine der angesehensten und lange Zeit reichsten Familie in Schaffhausen.³⁸

Die Wappen an Erkern zeugen vom Selbstbild der Oberschicht-Familien und weisen einen affirmativen Charakter auf in dem Sinne, dass die Geschlechter ihren gelungenen sozialen Aufstieg beziehungsweise ihre erlangte Stellung innerhalb der oberen Gesellschaftsschicht einer Stadt demonstrierten.

ANTHROPOMORPHE DARSTELLUNGEN

Interessante Einblicke in die Vorstellungswelt des Mittelalters und der Frühen Neuzeit gewährt auch die Bauplastik anhand anthropomorpher Darstellungen. Ein häufig verwendetes Bildthema im Mittelalter ist dasjenige des sogenannten **Zanners**.³⁹ Zannen⁴⁰, manchmal auch Zähneblecken genannt, bedeutet »den Mund weit aufsperrn, dabei die Zähne zeigen und das Gesicht verziehen«. ⁴¹ Darstellungen mit derart grotesk-komischer Formsprache galten als Verstoß gegen den mittelalterlichen Kodex sittsamer Gestik. Die Deutung der Gebärde ist nicht abschliessend geklärt. Die negative Auslegung

geht auf eine Reihe unzüchtiger Gesten zurück, die in den Erzählungen über Babylon, Sodom sowie auf den Bildformeln der Salome überliefert sind. Zungenrecken wird zudem als Zeichen der Teufelsverwandtschaft gedeutet. Fratzen mit aufgerissenen Mündern und herausgestreckten Zungen sollen demnach auch vor der *civitas diaboli* warnen.⁴²

An den Erkern sind vor allem die Konsolen, Schlusssteine, Dachfrieze und Fensterpfosten bevorzugter Anbringungsort von anthropomorpher Bauplastik. Die Analyse des Dekors im Bodenseeraum hat gezeigt, dass es sich beim weit aufgerissenen Mund um ein verbreitetes und in verschiedensten Modifikationen vorkommendes Motiv handelt. Ein frühes Beispiel aus dem 16. Jahrhundert findet sich in Überlingen (Abbildung 18). Der Sandstein-Schlussstein besteht fast ausschliesslich aus einem geöffneten Mund, einer schräg daraus hervorragenden Zunge sowie einer Reihe angedeuteter, teils längerer, teils kürzerer Zähne. Die Nase mit den beiden gut sichtbaren Nasenlöchern lassen den Betrachter die Fratze als Teil eines Lebewesens identifizieren. Aus dem Stein gehauene Linien um den Mund und eine asymmetrische Kinnpartie verleihen dem Schlussstein die Plastizität eines menschenähnlichen Kopfes. Anstelle einer oberen Gesichtshälfte ist die Halbfratze mit einem gekröpften Kleeblatt- und Palmettenfries bekrönt. Humanoid muten ebenfalls die beiden Konsolköpfe am Haus Zum Raben (Abbildung 19) in Stein am Rhein an. Auch hier sind die Münder geöffnet und die Zungen gut sichtbar. Schematisch wiedergegebene Haupt-, Schnauz- und Barthaare sowie eingekerbte Stirnfalten und eine stechend auf den Betrachter gerichtete Augenpartie lassen diese Köpfe bedrohlich er-



Abb. 18: Fratze als Konsolfigur, Franziskanerstrasse 4 (1575), Überlingen.



Abb. 19: Stilisierte Konsolfigur, Haus Zum Raben (1707), Unterstadt 9, Stein am Rhein.



Abb. 20: Fratze an Konsolstirn, Haus Meyer (1637 bis 1643), Wühre 11, Zürich.



Abb. 21: Relief-Fratzen an Konsolen, Haus Zum Bären (1708), Spisergasse 13, St. Gallen.



Abb. 22: Fratzen und Fruchtarrangements gehen ineinander über, Haus Zum Sternen (1699), Spisergasse 19, St. Gallen.

scheinen. Aufgrund der klaren Formenreduktion bilden die Fratzen in Überlingen und Stein am Rhein eine Ausnahme. Weniger stilisiert geben eine Reihe von Steinerkern das Mund-Zungen-Motiv wieder, die in einem Zeitraum von fast einhundert Jahren – von 1631 bis 1722 – entstanden sind. Diese Gruppe weist nicht nur dasselbe Motiv auf wie die beiden oben erwähnten Beispiele, sondern sie ist in sich stilistisch sehr ähnlich (Abbildung 20). Die Innen- und Aussenseiten der beiden Konsolen der Erker an der Spisergasse 19 und an der Spisergasse 13 (Abbildung 21) sind reliefartig mit wildwuchernden Akanthusranken überzogen. Die Unterseite bildet eine geschwungene S-Form und ist, von oben nach unten beschrieben, mit einem Fratzensgesicht und einem plastischen Fruchtarrangement überzogen. Die Formsprache der Arrangements der Innen- und Aussenseiten gleicht derjenigen der Unterseite. Im Gegensatz dazu zeigen die Seitenteile jedoch eine grobe Dreiteilung der Ranken auf, wobei sich diese gegen die Stirnseite jeweils kreisartig verdichten. Das Blattwerk beim Bären-Erker zeigt eine einheitlich fließende



Abb. 23: Fratzen an Konsolen, Ludwigstrasse 3 (18. Jahrhundert), Lindau.



Abb. 24: Fratzen an Konsolen, Haus Zum Fischgrat (1691), Hussenstrasse 2, Konstanz.



Abb. 25: Haus Zum Merkur (1650),
Hauptstrasse 33/35, Rorschach.



Abb. 26: Haus Zum Kamel (1673/1720),
Spisergasse 22, St. Gallen.

Struktur, und die einzelnen Rippen sind plastischer herausgearbeitet als beim knapp zehn Jahre jüngeren *Sternen-Erker* (Abbildung 22). Stilistisch sehr ähnlich sind auch die beiden Aussenkonsolen des Erker *Zum Liegenden Hirsch*. Insgesamt finden sich im Bodenseegebiet weitere vier Beispiele von Konsolen aus Stein, die eine verblüffende Ähnlichkeit mit den St. Galler-Erkern aufweisen: Eine Erkerkonsole in Lindau (Abbildung 23), zwei in Konstanz und eine in Zürich zeigen dieselbe Form. Das Beispiel aus Lindau stammt aus dem Jahr 1722, ist somit einige Jahre nach den Exemplaren in der Gallusstadt entstanden. Wenn auch die Stirnseiten noch vollflächig mit Fratze und floralen Ornamenten überzogen sind, scheinen die Flanken hier nur laienhaft verziert. Dekorranken sind zwar erkennbar doch unterscheidet sich vor allem die Bespielung der Fläche von der übrigen Gestaltung – mittig angeordnet wirken die Ornamente eher als Fremdkörper. Die Konsolen am Haus *Zum Fischgrat* in Konstanz (Abbildung 24) hingegen sehen denjenigen in St. Gallen ausserordentlich ähnlich. Als einer der jüngeren dieser Sechsergruppe entstand dieser Erker im Jahr 1691. Das Blattwerk an den Konsolen ist im Gegensatz zu den St. Galler Beispielen kleinblättriger. Zudem ist die Unterseite in der Hauptsache mit einer einzigen Blattranke überzogen. Der oberen Stirnseite ist wiederum eine phantastische Maske aufgesetzt, aus deren Maul, gehalten vom Unterkiefer, ein gezwirbeltes Band hängt. Dieses dient als optische Verbindung zum anschließenden Fruchtgehänge. Alle diese Beispiele sind Zeugnisse gekonnter Steinmetzarbeiten und zeigen die typisch geöffnete Mundöffnung mit heraushängender, überlanger Zunge.

Auch Holzschnitzer haben sich mit dem historischen Motiv auseinander gesetzt. Zu den eindrücklichsten Beispielen gehören die üppig geschnitzten Zanner-Fratzen an den Erkern in St. Gallen und Rorschach (Abbildung 25). Bei letzterem handelt es sich um das älteste Objekt dieser Gruppe. Die jüngsten Schnitzarbeiten entstanden 1720 am oberen Teil des Kamelerkers (Abbildung 26). Auch hier findet sich das Mund-Zungen-Motiv und zwar an den Seiten- und Mittelpfosten von Fenstern und Brüstungen. Weit aufgerissene Rachen, markante Zungenspitzen sowie eine deutlich sichtbare, obere Zahnreihe sind Teil des narrativen Dekorelements.

Etwa zeitgleich entstanden vier Beispiele in der Stadt Zürich; diesen gemein ist die vollflächig plastische Gestaltung der auskragenden Auflagehölzer. Sie zeigen dämonisch wirkende, stark ornamentierte, phantastische Fratzen mit aufgerissenem Mund und herausgestreckter Zunge (Abbildung 27). Doch beschränkt sich die Ähnlichkeit dieser Konsolen nicht nur auf die Form und die Motivik, sondern die Balken weisen zudem eine



Abb. 27: Geschnitzte Konsolen, Haus Zum Roten Rad (Ende 17. Jahrhundert), Kirchgasse 48, Zürich.



Abb. 28: Geschnitzte Konsolen in Form von Bracken, Haus Zur Bracke (um 1700), Oberdorfstrasse 17, Zürich.

annähernd identische Dimension auf. Dies trifft im Übrigen ebenso auf den Erker an der Oberdorfstrasse 17 in Zürich zu (Abbildung 28). Das Motiv, je ein Bracke⁴³, ist auch hier aus dem vollen Holz gehauen. Dass dabei auf die Darstellung von Fratzen verzichtet wurde, mag daran liegen, dass solche bereits die Brüstungsfelder zieren. Denn auch an diesen treten, wenn auch nur vereinzelt, Fratzenmasken mit aufgerissenem Mund und sichtbarer Zunge auf. Exemplarisch seien hierfür die Fratzen an den Brüstungsfeldern der Erker Zum Gelben Haus in Schaffhausen (Abbildung 29) und am Buolschen Haus in Rorschach genannt, die aus dem frühen, beziehungsweise mittleren 17. Jahrhundert stammen. Bei all den genannten Beispielen beschränkt sich die Wiedergabe des Zanner-Motivs auf zwei Elemente, nämlich auf den weit geöffneten Mund sowie auf die sichtbare, teilweise weit aus dem Rachen herausgestreckte Zunge. Auf mittelalterlichen Abbildungen gehört jedoch grösstenteils ein drittes Element zum Zähneblecker- oder Zanner-Motiv, nämlich das Aufreissen des Mundes mit den Händen.⁴⁴ Was an der romanischen und gotischen Bauplastik weit verbreitet war, bildet beim Erkerdekor hingegen die Ausnahme. Lediglich an drei Erkern findet sich diese expressive Geste: in Rorschach am Buolschen Haus, in St. Gallen am Haus Zum Granatapfel sowie am Haus Zum Kamel. Beim ältesten dieser drei Erker, dem zweigeschossigen Kastenerker in Rorschach, sind die beiden seitlichen Fenstereckpfosten im oberen Bereich als männliche Halbfiguren gestaltet. Beide umschliessen mit ihren Händen die Zunge des zwischen Brust und Bauch vorgelagerten löwenartigen Kopfes. Obwohl die Handstellung der beiden Figuren eher eine stüt-



Abb. 29: Fratze an Brüstungsfeld, Haus Zum Gelben Haus (1605), Stadthausgasse 21, Schaffhausen.



Abb. 30: Eck- und Mittelpfosten mit Zanner-Motiv, Haus Zum Merkur (1650), Hauptstrasse 33/35, Rorschach.

zende, denn eine Mund-aufreissende Geste andeutet, gehört sie zweifelsohne zur hier beschriebenen Motivik. Provokation und Sexualität sind Teil des Zanner-Motivs, was in diesem Beispiel mit der Andeutung urinierender Männer deutlich zum Ausdruck kommt (Abbildung 30). Bei den beiden St. Galler Exempeln ist die »Mund-aufreisser« Geste hingegen anschaulich umgesetzt. Die beiden Eckfiguren am unteren Erkerteil des *Kamelerkers* sowie die Mittelfigur am *Granatapfel* umfassen mit beiden Händen die Maulränder der dem Tierreich angelehnten Phantasiewesen. Das Anheben der Achseln der Figuren – bei denjenigen am *Granatapfel*-Erker handelt es sich um Hermaphroditen⁴⁵, bei denjenigen am *Kamelerker* hingegen um Faune – bis auf Ohrenhöhe lässt die Kraftanstrengung, die für diese Handlung tatsächlich aufgewendet werden müsste, erahnen (Abbildung 31). Der obere Teil des *Kamelerkers* entstand 1720, knapp fünfzig Jahre nach dem unteren, als letzter der prunkvollen Schnitzerker in St. Gallen (Abbildung 32). Beide Teile weisen viele Gemeinsamkeiten auf. So wiederholt sich das Zanner-Motiv – auf den ersten Blick identisch – an den oberen Eckpfosten. Die Handstellung der beiden Figuren sowie die Mäuler der beiden Fratzen (geschlossen mit hängenden Mundwinkeln) unterscheiden sich jedoch eklatant von der Formfindung des unteren Erkerteils (Abbildung 33). Bei diesen späteren Schnitzereien ging es dem Bildschnitzer offenbar nicht mehr um eine inhaltliche Darstellung, sondern einzig um die Demonstration seines virtuellen Könnens.

Stilistisch verwandt mit dem Zanner-Motiv ist die Figur des **Grünen Mannes**. Im Unterschied zu ersterem sind jedoch weder ein aufgerissenes Maul noch eine herausgestreckte Zunge charakteristische Merkmale, sondern rankendes Blattwerk, das aus den Mundwinkeln herauszuwachsen scheint; ein Motiv, das angeblich der keltischen Mythologie entstammt. Die Verbindung eines menschlichen Männerkopfs mit einer Pflanze wird mit heidnischen Frühlingsriten in Verbindung gebracht.⁴⁶ Der Name »Grüner Mann« geht auf eine Untersuchung zurück, die Lady Raglan (1901–1971) an mittelalterlichen, europäischen Kirchen machte. Die volkscundlich interessierte Baronin aus Monmouthshire entdeckte rätselhafte Figuren, meist männliche Gesichter, aus denen Laub hervorquoll. Ihre Erkenntnisse publizierte sie 1939 in einem Artikel in der britisch wissenschaftlichen Zeitschrift *Folklore*.⁴⁷ Sie war die erste Autorin, die eine Verbindung zwi-



Abb. 31: Hermaphroditen und Zanner-Motiv, Haus Zum Granatapfel (nach 1676/ vor 1690), Marktgasse 15, St. Gallen.

verbindungen zwi-



Abb. 32: Erkerfigur von 1720 mit Zanner-Motiv, oberer Erkerteil, Haus Zum Kamel (1673/1720), Spisergasse 22, St. Gallen.



Abb. 33: Erkerfigur von 1673 mit Zanner-Motiv, unterer Erkerteil, Haus Zum Kamel (1673/1720), Spisergasse 22, St. Gallen.

schen den Laubgesichtern und den Volksbräuchen herstellte. Lady Raglan erkannte im »Grünen Mann« ein Symbol der Vegetation.⁴⁸ Im Folgenden wurde der Begriff »Grüner Mann« für die laubumrahmten, geschnitzten oder gemeisselten Figuren von späteren Autorinnen und Autoren in den allgemeinen Gebrauch übernommen. Zuerst verwendete Nikolaus Pevsner den Ausdruck in seinem 1951 erschienen Buch »The Buildings of England«. Später folgten Publikationen von Kathleen Basford (1978, »The Green Man«) oder von William Anderson. Drei Jahre nach der Erstveröffentlichung in englischer Sprache erschien 1993 sein Werk »Der Grüne Mann. Ein Archetyp der Erdverbundenheit« in deutscher Sprache und markierte damit die endgültige Popularisierung des Begriffs. Anderson ist überzeugt, dass es in allen Erscheinungsformen des »Grünen Manns« darum ginge, das Menschliche mit der Natur zu verbinden. Der »Grüne Mann« steht für die Vereinigung der Menschheit mit der vegetativen Welt.⁴⁹ Im deutschen Sprachgebiet ist für den mit Blättern umrankten Kopf die Bezeichnung Blattmaske üblich.⁵⁰ Darauf verweist auch die 2013 erschienene Publikation zu den Gewölbabschlusssteinen am Freiburger Münster. Der Kunsthistoriker Guido Linke benennt die »Männergesichter, die aus dichten Laubranken herausblicken« im Kapitel über die Schlusssteine im Langhaus des Münsters ebenfalls als Blattmasken. Gleichenerorts weist er jedoch auf den englischen Begriff des »Green Man« hin. Gleichzeitig stellt er die Fragen, ob bei dem Element naturmythischer Aberglaube präsent sei, ob die Kreaturen die Naturkräfte symbolisieren oder

ob die teils gequälten, teils aggressiv wirkenden Gesichter eine Überwältigung des Menschen durch bedrohliche Mächte anzeigen sollen. Abschliessend hält Linke fest, dass die human-vegetabilen Mischwesen zwar faszinierten und zu Spekulationen einladen würden, die Frage nach deren Bedeutung und dem symbolischen Gehalt letztlich offen bleiben müsse.⁵¹

Dieser Feststellung ist zuzustimmen und trifft ebenfalls auf die Verwendung dieses Motivs als Erkerdekor zu. Interessant ist, dass es sich auch hierbei um ein tradiertes Element handelt, das im 16. und 17. Jahrhundert an den Gebäudeanbauten Eingang fand. Das älteste und zugleich eindrucklichste Beispiel stammt aus dem Jahr 1525 und findet sich noch heute am Erkerunterbau des Salmannsweilerhofs in Überlingen (s. Abbildung 6). Dem plastisch gearbeiteten Männerkopf mit dem gold-gelockten Haupthaar, der gefurchten Stirnpartie und dem nach links gerichteten Blick scheinen rechts und links Blattranken aus den Mundwinkeln zu wachsen. Dasselbe Motiv zeigen auch die beiden Erkerkonsolen am Erker an der Marktgasse 15 in St. Gallen (Abbildung 34). Dabei ranken jedoch die floralen Blattgewinde nicht nur aus dem Mund der beiden Köpfe, sondern diese gehen unmittelbar ins Haupthaar der Abschlussfiguren über. Auch die Konsolen des 1711 erbauten sogenannten Tiger-Erkers, der sich heute an der westlichen Hoffront des Historischen und Völkerkundemuseums St. Gallen befindet, zeigen dieses Motiv. Allerdings spriessen hier die Blattenden aus den Mäulern von Löwenköpfen. Das Ranken von floralem Pflanzenwerk aus dem Mund findet sich des Weiteren bei der linken Erkerauflagefigur an der Hauptstrasse 33/35 in Rorschach (Abbildung 35). Bei der rechten Fratze beschränken sich die pflanzenartigen Windungen auf das Bedecken der beiden Wangen. An den zwei Tragelementen an der Schmiedgasse 1 und an der Spisergasse 3 (Abbildung 36) umrankt stilisiertes Blattlaub die Innen- und Aussenseiten der Konsolen. Obwohl die pflanzenartigen Ranken nicht dem Mund der Abschlussköpfe entspringen, bedecken sie nahezu das ge-



Abb. 34: Konsolen mit «grünem Mann», Haus Zum Granatapfel (nach 1676/ vor 1690), Marktgasse 15, St. Gallen.

samte Gesicht und nehmen damit unmittelbar Bezug zum Motiv des »Grünen Manns«. ⁵²

Als wichtige Vorbilder für Erker-Dekormotive sind die Gewölbeschlusssteine und Konsolabschlüsse von Rippengewölben der gotischen Architektur zu nennen. Die meist kreisrunden Schlusssteine weisen neben floralen und geometrischen Verzierungen oft auch figurative Abbildungen auf. ⁵³ Die Gewölberippen im Kreuzgang des ehemaligen St. Katharinenklosters in St. Gallen beispielsweise liegen auf Konsolen auf, die teilweise figürlich gestaltet sind. Dämonische **Fratzen** und grotesk anmutende Gesichter zieren im Nordtrakt die beiden Konsolen links und rechts der Tür zur Kirche. In der Südwestecke ist eine Konsole mit einem menschlichen Kopf erhalten geblieben. ⁵⁴ Die Schlusssteine und Gewölbeauflager weisen große Ähnlichkeit auf mit den beiden Konsolverzierungen



Abb. 35: Fratzenkopf mit »grünem Mann-Motiv« als Auflager der linken Löwenkonsole, Haus Zum Merkur (1650), Hauptstrasse 33/35, Rorschach.



Abb. 36: Drei Konsolen mit Motiv »Grüner Mann«, Haus Zur Gerechtigkeit (um 1700), Spisergasse 3, St. Gallen.

gen am Haus Zum Hinteren Glas (Abbildung 37) in Schaffhausen. Der einfache Fenstererker stammt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und liegt auf zwei Konsölchen auf, deren Unterseiten je ein Männerkopf ziert. Eine gleiche Anordnung findet sich ebenfalls in Diessenhofen an der Hauptstrasse 11 (Abbildung 38). Die beiden Konsolen dieses Fenstererkers schmücken zwei kleine Fratzen. Auffällig ist hier der unterschiedliche Ausdruck der Gesichter: Vermittelt das linke mit kleinem, leicht geöffneten Mund, einer wohlgeformten Nase und geöffneten Augen einen lieblichen, wohlwollenden Eindruck, schreckt die Fratze, die auf der Unterseite der rechten Konsole angebracht ist aufgrund des verzerrten Mundes, der geschlossenen Augen und der stark plastischen Nasenfalte ab. Wahrscheinlich ist, dass durch diese betonte Dualität auf Gut und Böse oder auf Tag und Nacht verwiesen werden soll. Dieses Spiel setzt sich im Ort Diessenhofen an der Hauptstrasse 16 am Haus Zum Pelikan fort (Abbildung 39). Auch hier blicken zwei Frätzchen vom Fenstererker auf die Vorbeigehenden. Zwar sind die Köpfe nicht identisch gehauen, doch weisen sie dieselbe Zweiteilung in ihrer Gestaltung auf wie diejenigen an der Hauptstrasse 11. Grössere Unterschiede zeigen sich bei den beiden »hässlichen« Masken, wo hingegen sich die »hübschen« Gesichter ähnlicher sind. Augenfällig ist die seitenverkehrte Anbringung: Die freundlich blickenden Frätzchen sind an den westlichen, die Fratzen schneidenden an den östlichen Konsolen angebracht.

Ein weiteres Beispiel, das gestalterisch ebenfalls an einen sakralen Schlussstein erinnert, ist der Erkerabschluss am Haus Zum Roten Korb in Konstanz (Abbildung 40).⁵⁵ Sowohl der Halberker als auch die formal zurückhaltend gestaltete Verzierung mit angedeutetem Haarkranz, den rudimentären Augenöffnungen, der einfach geformten Nase sowie dem stilisierten Mund stammen aus dem späten 15. Jahrhundert. Die kreisrunde Öffnung, die den Mund bildet, gibt Rätsel auf. Derartige Löcher sind von Schlusssteinen in Kirchen bekannt. Dort sind sie Durchlass für die Aufhängung von Leuchtern und Ähnlichem.⁵⁶ Ob die Öffnung am Halberker in Konstanz möglicherweise zum Heraufziehen einer kleinen Last diente oder eher zur Regulierung von Feuchtigkeit und Lufttemperatur vorgesehen war, konnte bis dato nicht abschliessend geklärt werden.⁵⁷



Abb. 37: Zwei kleine Frätzchen an den Konsolen eines Fenstererkers, Haus Zum Hinteren Glas, Stadthausgasse 19, Schaffhausen.

Zusammenfassend zu den tradierten figürlichen Formfindungen ist festzuhalten, dass die teils grotesk-komische Bildwelt des Erkerdekors von Motiven aus dem christlichen wie heidnischen Weltbild des Mittelalters übernommen sind. Als Vorbilder dienten vor allem die aus dem sakralen Bereich bekannte Bauplastik sowie die schnörkelhaften Randverzierungen der Buchmalereien. Dass Fratzen und Masken bei Bauherren und Baufachleuten auch nach dem Spätmittelalter – bis ins 18. Jahrhundert – beliebt waren, zeigen zahlreiche Erker in Schaffhausen oder Stein am Rhein. Deren Kartuschen an den vorderen Brüstungsfeldern sind mit Laubwerk-Reliefs verziert, welchen ein, manchmal kaum sichtbares, drolliges Fratzenengesicht eingeschrieben ist (Abbildung 41). Dieses Motiv, in der Literatur auch als »Maskaron« bekannt, ist eine von Antikenmasken des Mittelalters abgeleitete beliebte Verzierung, die in der Renaissance und besonders im Barock – nicht nur im Bodenseeraum – grosse Verbreitung fand.⁵⁸



Abb. 38: Betonte Dualität im Ausdruck der Frätzchen an den beiden Konsolen, Haus Zum Grünen Haus (vermutlich 17. Jahrhundert), Hauptstrasse 11, Diessenhofen.



Abb. 39: Gegensätzliche Frätzchen mit lieblichem und verzerrtem Ausdruck an den Konsolstirnen, Haus Zum Pelikan (um 1600), Hauptstrasse 16, Diessenhofen.

ZEITGENÖSSISCHE REFERENZEN

Das Weltbild des Mittelalters und der Frühen Neuzeit war durch zahlreiche Veränderungen geprägt. Die Erfindung des Buchdrucks zählte ebenso dazu, wie die Entdeckung Amerikas, die Herausbildung des Humanismus, der die Individualität des Menschen in den Vordergrund rückte, das Erstarren des städtischen Bürgertums oder die Belagerung Wiens durch die Türken. Wichtige Ereignisse und Personen hielten die Menschen zu allen Zeiten in Gemälden, Altartafeln oder Plastiken fest. So sind diese Bildquellen nützliche Zeugen der Vergangenheit, unter anderem auch, was unsere Kenntnis zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kleidung anbelangt. Die beiden bildhaften Fenstergucker-Darstellungen in Konstanz beispielsweise weisen diese aufgrund ihrer Bekleidung – geschlitztes Wams der eine, offenes Hemd mit faltenfreier Weste der an-



Abb. 40: Der Erkerabschluss erinnert an einen sakralen Schlussstein, Haus Zum Roten Korb (Ende 15. Jahrhundert), Marktstätte 18, Konstanz.



Abb. 41: Kleine Fratzen als Teil der mit Laubwerk-Relief verzierten Kartusche, Haus Zur Einigkeit (1718), Fronwagplatz 13, Schaffhausen.

dere sowie dem schief aufgesetzten Barett mit schmalem Rand – als Teil der städtischen Bevölkerung des 17. Jahrhunderts aus (s. Abbildungen 7 und 8).⁵⁹ Die männliche Büste an der Kreuzlingerstraße 8 stützt sich auf ein Schabeisen, dem charakteristischen Werkzeug der Gerber. Da das Haus *Zum Spätgerber* unmittelbar am Gerberbach liegt, der noch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts offen durch die Strasse floss, könnte es sich bei der Figur um die Darstellung eines Zunftmeisters handeln. Das Motiv des Fensterguckers geht auf Niclaus Gerhaerts aus dem niederländischen Leyden (um 1430–1473) zurück. Als einer der bedeutenden spätmittelalterlichen Bildhauer nördlich der Alpen prägte er über Generationen hinweg die Bildhauerkunst im transalpinen Raum und hatte so auch die Verbreitung des Fenstergucker-Motivs befördert, dessen Ursprünge im italienischen Trecento zu finden sind.⁶⁰ Heinrich Iselin, der von 1477 bis zu seinem Tod im Jahre 1513 in Konstanz arbeitete, sowie Anton Pilgram, der unter anderem für die Relieifarbeiten an Kanzel- und Orgelfuss im Wiener Stephansdom verantwortlich war, sind nur zwei von vielen Bildhauern, die Gerhaerts Konzeption, Darstellung des anekdotischen Charakters der Figuren sowie das Durchbrechen der Szene vom Bild- in den Betrachterraum, weiter führten.⁶¹ Über die Identität der beiden Bildhauer, welche die Fenstergucker in Konstanz schufen, lassen sich kaum Angaben machen, ebenso wenig wie über den Umstand, dass das Motiv ausschliesslich in Konstanz zu finden ist. Fest steht jedoch, dass sich die beiden Bildhauer einer bekannten Pose bedienten und diese in zeitgenössischer Manier umsetzten. Für deren Zeitgenossen trugen die Figuren vertraute Kleidung, die Haltung der männlichen Gestalten erinnert an ihr tägliches Umfeld, der Massstab und die plastische Modellierung sind Teil der Illusion der Darstellung.

Gleichermassen als »Zeitzeugen« dürfen die skulpturalen, figurativen Erkerkonsolen am sogenannten *Kugelerker* (Abbildungen 42 und 43) an der Kugelgasse 8 in St. Gallen, am plastischen Konsolschlussstein an der Hauptgasse 31 in Rorschach (Abbildung 44) sowie die menschliche Gestalt am ehemaligen Brüstungsfeld des *Kamelerkers* (Abbildung 45) in St. Gallen gelten.⁶² Verbindende auffallende Merkmale der Darstellungen, die alle aus dem späten 17. Jahrhundert stammen, sind die turbanartigen Kopfbedeckungen, die üppigen Schnurrbärte sowie die markanten Gesichtszüge der Figuren. In der wissenschaftlichen Fachliteratur werden die beiden Erkerkonsolen am *Kugelerker* als »zwei Türken«⁶³, als »gefesselte Türken«⁶⁴, »gefangene Türken«⁶⁵ oder als »mit Ketten behangene Galeerensklaven mit langen Schnurrbärten und Turbanen«⁶⁶ bezeichnet. Auch die Reliefgestalt am Brüstungsfeld des *Kamelerkers* und die Büste am Erker in Rorschach gelten als »Türken«.⁶⁷ Bevor näher auf die einzelnen Darstellungen eingegangen wird, sei an dieser Stelle dargelegt, warum es im ausgehenden 17. Jahrhundert in der Ostschweiz zu »Türken«-Abbildungen kam und woher die Kenntnisse der Bildschnitzer über die Orientalen rührte.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschienen verschiedentlich sogenannte Kostüm- oder Trachtenbücher⁶⁸, die »in zeitgebundenen Querschnitten die Kleidung verschiedener Völker, Stände und Epochen« wiedergaben.⁶⁹ Die detailreichen Abbildun-

gen widerspiegeln das Interesse jener Zeit für das Leben und die Gepflogenheiten anderer Völker. Kenntnis darüber erlangten die Autoren durch die im 16. Jahrhundert verstärkt einsetzende Reisetätigkeit.⁷⁰ Zudem war die Druckkunst im 16. Jahrhundert bereits weit entwickelt, und Bücher galten – wenngleich noch immer kostspielig, insbesondere die illustrierten Ausgaben – in wohlhabenden Kreisen nicht mehr als Rarität, was die Verbreitung von Wissen auch ausserhalb von Klöstern und Universitäten begünstigte. Die geographische Ausweitung der Gattung der Trachtenbücher erstreckte sich vor allem auf die Zentren des Buchdrucks. Neben Italien fanden diese vor allem in Flandern, Frankreich und Deutschland Verbreitung.⁷¹ Der Nürnberger Drucker und Formschneider Hans Weigel⁷² hatte 1577 ein bis heute bekanntes Trachtenbuch herausgegeben.⁷³ Anhand von zweihundertzwanzig Holzschnitten⁷⁴ und dazugehörenden, kurzen Texterklärungen werden darin Personen verschiedener Völker, Geschlechter und Stände in charakteristischer Kleidung vor reduziertem Hintergrund festgehalten. Wie die Musterbücher für Architektuornamente etablierten sich auch die Trachtenbücher als wichtige Informationsquelle für Bildhauer und –schnitzer, was die tradierten Bildbeispiele aus der Frühen Neuzeit zeigen. Auch den Baufachleuten in St. Gallen und Rorschach dürften die visuellen Vorlagen dienlich gewesen sein; geben die oben genannten Darstellungen doch ziemlich genau den Typus »Türken« wieder, wie er beispielsweise bei Weigel dargestellt ist.⁷⁵



Abb. 42: Linke Konsolfigur, Haus Zur Kugel (1691), Kugelgasse 8, St. Gallen.



Abb. 43: Rechte Konsolfigur, Haus Zur Kugel (1691), Kugelgasse 8, St. Gallen.

Entgegen den isolierten Illustrationen im Nürnberger Trachtenbuch ist die männliche Figur am Brüstungsfeld des *Kamelerkers*⁷⁶ Teil einer grösseren Szenerie: Eine männliche Figur, durch Turban, Schnauzbart und wehenden Mantel als südländische Person identifizierbar, steht frontal zum Betrachter, eingemittelt in die querrechteckige Bildfläche. Im Hintergrund deuten eine aus Quadersteinen bestehende Bogenöffnung, ein mit Zinnen versehener Turm und zwei Wohnhäusern mit schmalen, hohen Fenstern einen Architekturkontext an, möglicherweise eine befestigte Stadt mit Stadtmauer, -tor und Wachturm. Die männliche Standfigur wird flankiert von zwei Kamelen⁷⁷, die sie an langen Stricken hält. In ihrer rechten Hand trägt die Figur zusätzlich einen langen Wurfspieß,



Abb. 44: Plastische Konsolfigur in Form eines »Türken«, Haus Zum Falken (1689), Hauptstrasse 31, Rorschach.

an dessen oberem Ende sich eine spitz zulaufende Speerklinge befindet. Die anekdotische Qualität der Szene, gepaart mit dem dokumentarischen Anspruch in der Wiedergabe der Details, lässt vermuten, dass dem hiesigen Betrachter eine konkrete Begebenheit in fernen Landen plastisch vor Augen geführt werden sollte.

Dahingegen ist die Erkerfigur in Rorschach (s. Abbildung 44) als exotische Dekoration zu verstehen. Die Männerbüste mit wulstigem Turban und mächtigem Schnauzbart ist unschwer als stereotype »Türken«-Darstellung zu erkennen. Die Verschlusstechnik des einteiligen Oberhemdes der Figur weist Ähnlichkeiten mit den Schliessen von Mantelkleidern auf, wie sie gemäss Weigels Kostümfibel türkische Krieger trugen.⁷⁸ Neben der schmückenden Funktion obliegt dieser Figur eine weitere Aufgabe: Sie trägt Atlas gleich die Last des Erkers. Möglicherweise ist diese Pose als Anspielung auf die Unterdrückung der Türken zu verstehen.

Auch am *Kugelerker* in St. Gallen (s. Abbildungen 42 und 43) tragen zwei »Türkenfiguren« – sie sind Herkules flankierend zur Seite gestellt – den gleichnamigen Erker. Die beiden männlichen Gestalten strahlen durch ihr Aussehen sowie ihre Kleidung – die voluminösen Turbane, die charakteristischen Schnauzbärte, die kniehohen Stiefel mit zeittypischen schmal zulaufenden Schuhspitzen, die wallenden Mäntel über gerafftem Oberhemd und die enganliegenden Hosen – Vornehmheit, ja fast herrschaftlichen Anspruch aus. Hingegen bringt ihre kauernde Haltung mit den erhobenen Armen, der überkreuzten Fussstellung sowie den starren Blicken Erschöpfung, Resignation und

Mutlosigkeit zum Ausdruck. Die Gliederketten um ihre Oberkörper und die massiven Fesseln an ihren Fussgelenken geben eindeutig Aufschluss: Es handelt sich um Gefangene; Haltung und Ketten sind Gesten der Unterdrückung, der Erniedrigung.

Der Kunsthistoriker und Verfasser mehrerer Kunstdenkmälerbände Erwin Poeschel benennt die Dargestellten als Sklaven und versteht sie als »Sinnbild eines unter dem Druck einer Last lebenden Menschen«. ⁷⁹ Werden die Konsolfiguren weniger symbolhaft betrachtet, stellt sich die Frage, warum die Bildhauer und -schnitzer in St. Gallen und Rorschach Darstellungen von Türken als abbildungswürdig erachteten. Welchen Bezug hatte die damalige Ostschweizer Bevölkerung zum Osmanischen Reich? Die ständigen Einfälle der Osmanen seit dem 15. Jahrhundert betrafen ganz Europa. Tatsächlich lässt sich jedoch anhand der sogenannten Mandate ⁸⁰ der Stadt St. Gallen aufzeigen, dass die Türken von der Obrigkeit der Stadt St. Gallen als Gefahr empfunden wurden. Die Räte ⁸¹ erliessen mehrfach Mandate, aus welchen die Befürchtung osmanischen Eindringens hervorgeht. Trotz der großen geographischen Entfernung sind die Handlungen der Türken in den Mandaten mit drastischen Worten beschrieben und die Volksgruppe mehrfach als »allgemeiner christenfeindt« oder »erbfeindt« bezeichnet. ⁸² Allerdings wurden die Türken ausschliesslich in Sittenmandaten, nicht jedoch in Kriegsmandaten, genannt. Die türkische Bedrohung für die Stadt St. Gallen dürfte folglich eher von metaphorischer denn realer Bedeutung gewesen sein. ⁸³ Der deutsche Historiker Jürgen Osterhammel ist indes überzeugt, dass die türkische Bedrohung »Spuren im europäischen Gedächtnis« hinterlassen hätten. Hinsichtlich der Bevölkerung der Stadt St. Gallen meint er, dass diese aufgrund der »sarazenischen Stosstrupps« im Mittelalter besonders traumatisiert sein musste. ⁸⁴ Konkret lässt sich in den Sanktgaller Mandaten der Umgang mit der Bedrohungssituation anhand der erlassenen Bettagsmandate aufzeigen. 1661 und 1663 werden wegen der Türkengefahr Bettage ausgerufen und die Stadtbevölkerung wird eindringlich zum Gebet aufgefordert. ⁸⁵ Bereits ein Jahr später, 1664, berichtet ein weiteres Mandat vom »grausamen wüten und toben« der Türken und wie der »lieben Eydtnosschafft« durch »rauben, brennen, sengen, mord und blut vergiessen, (darbey wede jun-



Abb. 45: Ehemaliges Mittelstück am Haus Zum Kamel (ehem. Melone) (1673/1720), Spisergasse 22, St. Gallen (Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen).

gen noch alten, auch dess kindts in mutterleib nicht geschonet wird) [...]« grosse Gefahr drohe.⁸⁶

Die oben angeführten Beispiele der sogenannten Türkendarstellungen werden vor diesem politischen Hintergrund besser verständlich. Die beiden Konsolfiguren am Kugelkerker bezeugen, wie die St. Galler Stadtbevölkerung im ausgehenden 17. Jahrhundert die Türken sehen wollten, nämlich als in Ketten gelegte Gefangene. Damit findet ein damals sehr aktuelles Thema Eingang in die Bildikonographie der Erker. Ob durch Kleidung, Gestik oder politische Gegebenheiten, sämtliche in diesem Kapitel behandelten Beispiele lassen sich der Zeit zuordnen und sind für die Ostschweizer Bevölkerung somit Bildzeugen ihres eigenen Alltags beziehungsweise des politischen Umfelds.

In den größeren Städten, vor allem in Schaffhausen und St. Gallen, hat sich eine lokale Erkerbau-Traditionen entwickelt. In den nahegelegenen Orten Rorschach und Diessenhofen zeigt sich in der Gestaltung der Anbauten eine enge Verwandtschaft zu den Ausführungen in den jeweilig grösseren Nachbarstädten. Die Erker in den übrigen Städten weisen kaum explizite Eigenheiten auf, sondern sind stilistisch geprägt von jeweils zeittypischen Formgebungen und Ausschmückungen.

Es darf angenommen werden, dass in der Regel lokale Baufachleute die dekorative Ausgestaltung der Erker ausführten. Wenngleich die geographische Nähe der Städte innerhalb des Bodenseeraums eine ähnliche Formensprache der Erker begünstigte, findet sich aufgrund der Ausführung durch örtliche Handwerksbetriebe dennoch in fast jeder Stadt eine individuelle Ausprägung.

Anschrift der Verfasserin:
Dr. Claudia Reeb, St. Gallen (CH),
kunsstinn@protonmail.ch

BILDHINWEISE

Wenn nichts anderes vermerkt, stammen die Abbildungen aus dem Archiv der Autorin.

ANMERKUNGEN

¹ Dieser Aufsatz ist ein Auszug der Dissertation der Autorin: «Für mehr Bekommllichkeit Luft und Licht» – Erker im Bodenseegebiet. Inventar der auskragenden Fassadenanbauten im profanen städtischen Umfeld von den Anfängen im 15. Jahrhundert bis zum Beginn des Jugendstils mit besonderem Fokus auf die motivischen Charakteristika der bauplastischen Ausprägung. Die wissenschaftliche Arbeit steht kostenlos zur Verfügung unter: <https://www.zora.uzh.ch/>

[cgi/search/archive/advanced?creators_name%2Feditors_name=Reeb,%20C](https://www.zora.uzh.ch/cgi/search/archive/advanced?creators_name%2Feditors_name=Reeb,%20C)

² Vgl. SONDEREGGER, Stefan: Politik, Kommunikation und Wirtschaft über den See. Zu den Beziehungen im Bodenseegebiet im Spätmittelalter, in: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach, Sonderheft Oberschwaben und die Schweiz (I), Heft 31 (2008), S. 33–44; SONDEREGGER, Stefan: Landwirtschaftliche Spezialisierung in der spätmittelalterlichen Nord-

- ostschweiz, in: Cerman, Markus/Landsteiner Erich (Hg.): Zwischen Land und Stadt. Wirtschaftsverflechtungen von ländlichen und städtischen Räumen in Europa 1300–1600 (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2009) Innsbruck 2010, S. 139–160 sowie STADELMANN, Nicole: Austausch übers Wasser. Wirtschaftliche Beziehungen und Arbeitsalltag zwischen dem Nord- und Südufer des Bodensees, in: Wasser in der mittelalterlichen Kultur/ Water in medieval Culture. Gebrauch – Wahrnehmung – Symbolik/ Uses, Perceptions, and Symbolism (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung), hg. von Ingrid Baumgärtner, Stephan Conermann, Thomas Honegger, Berlin/Boston 2017, S. 206–220.
- 3 Zur Definition der Bodenseestädte siehe auch FEGER, Otto: Geschichte des Bodenseeraumes, Band 3: Zwischen alten und neuen Ordnungen, Lindau/Konstanz 1971, S. 211; EITEL, Peter: Die Städte des Bodenseeraumes – historische Gemeinsamkeiten und Wechselbeziehungen, in: Helmut Maurer (Hg.), Der Bodensee, Sigmaringen 1982, S. 577–596.
- 4 Siehe Zusammenstellung in WIPF, Hans Ulrich: Schaffhausen Stadt der Erker, Schaffhausen 2011, S. 114–118.
- 5 Die heutige Stadt Friedrichshafen entstand 1811 durch den Zusammenschluss der ehemaligen Reichsstadt Buchhorn und dem nahen Dorf Hofen.
- 6 Vgl. MANN, Reinhold: W. G. Sebald und der Luftkrieg – eine Ausstellung in Marbach und neue Bücher zum Thema Erzählen, Erfinden, Erinnern, in: Schwäbische Zeitung, 25. November 2008, o. S.
- 7 Im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Städten hat Konstanz während des Zweiten Weltkriegs baulich kaum Schaden genommen. Vgl. SEUFFERT, Ralf: Konstanz – 2000 Jahre Geschichte, Konstanz 2003, S. 235.
- 8 Im 17. Jahrhundert durften vermögende Kaufleute ihren Reichtum weder durch teure Kleidung noch sonstigen Schmuck zur Schau stellen. Vgl. DASH, Mike: Tulpenwahn. Die verrückteste Spekulation der Geschichte, München 1999, S. 97 ff.
- 9 Auf dem Höhepunkt wurden seltene Tulpenzwiebeln gegen Grachtenhäuser an Amsterdams bester Lage getauscht. Vgl. DASH (wie Anm. 8) S. 134 f. 1636 kostete eine Tulpenzwiebel 3000 Gulden. Im Vergleich dazu mussten für vierundzwanzig Tonnen Weizen 448 Gulden, einen silbernen Becher 60 Gulden, einen Ballen Stoff 80 Gulden oder ein Schiff 500 Gulden bezahlt werden. Vgl. DASH (wie Anm. 8) S. 194 f.
- 10 Vgl. DASH (wie Anm. 8) S. 199 ff.
- 11 Vgl. NYFFELER, Reto: Conrad Gessner als Botaniker, in: Facetten eines Universums – Conrad Gessner 1516–2016, hg. von Urs B. Leu und Mylène Ruoss, Ausstellungskatalog anlässlich der Ausstellung im Landesmuseum Zürich vom 16. März 2016 bis 19. Juni 2016 und im Zoologischen Museum der Universität Zürich vom 16. März 2016 bis 11. September 2016, Zürich 2016, S. 163–174, hier S. 170, Abb. 77, S. 168.
- 12 Bei der im gesamten Mittelmeerraum ansässigen Alraune handelt es sich um eine stängellose, krautige Pflanze mit einer oft in zwei bis drei Teile gesplittene, bis zu 40 Zentimeter langen Wurzel. Die gewellten, dunkelgrünen Blattränder werden bis zu 45 Zentimeter lang und liegen auf dem Boden auf. Die weisslich-grünen bis hellblauen oder violetten Blüten wachsen einzeln an Blütenstielen aus dem Zentrum der Pflanze und sind höchstens 15 Zentimeter lang. Die essbaren Beeren weisen eine kugelige Form auf und verfügen über einen Durchmesser von 5 bis 40 Millimeter. Bei Reife sind die Früchte gelb bis gelb-orangefarben. Vgl. DÜLL, Ruprecht/DÜLL, Irene: Taschenlexikon der Mittelmeerflora, Wiebelsheim 2007, S. 208 f.
- 13 Die Werke von Dioskurides wurden auch in der Schweiz gelesen. Der Zürcher Arzt, Naturforscher und Altphilologe, Conrad Gessner (1516–1565), las in seiner Zeit als Professor für griechische Sprache an der Akademie in Lausanne mit seinen Studenten u. a. Dioskurides naturwissenschaftliche Werke. Vgl. RÜBEL, Alex: Conrad Gessner als Zoologe, in: Facetten (wie Anm. 11), S. 141–154, hier S. 143.
- 14 Vgl. BÜTTNER, Silke: Die Körper verweben. Sinnproduktion in der französischen Bildhauerei des 12. Jahrhunderts, Bielefeld 2010, S. 303, FN 152, mit Verweis auf LANGE, Claudio: Der nackte Feind. Anti-Islam in der romanischen Kunst. Ausstellungskatalog anlässlich der Ausstellung »Islam in Kathedralen – Bilder des Anti-Christen in der romanischen Skulptur« im Museum islamische Kunst. Berlin, vom 22. Juni 2003 bis 31. März 2004, Berlin 2004, S. 9 und die Abbildung des Sündenfalls im Kreuzgang der Kathedrale von Girona, Spanien: »Der untere Teil des »Baums der Erkenntnis« erinnert an diese Pflanze [den Stechapfel], während der obere einer Alraune ähnelt, die als Halluzinogen, als Aphrodisiaka und als Anästhetika verwendet wurde«.
- 15 Vgl. DAUNAY, Marie-Christine/LATERROT, Henri/JANICK, Jules: Iconography of the Solanaceae from Antiquity to the XVIIth Century: a Rich Source of Information on Genetic Diversity and Uses, in: Acta horti-

culturae, Juni 2007, S. 59–88, hier, S. 60 und S. 71 f., Abb. 1, 2 und 2a.

16 Vgl. MÜLLER-EBERLING, Claudia/RÄTSCH, Christian: Zauberpflanze Alraune: die magische Mandragora. Aphrodisiakum, Liebesapfel, Menschenwurzel, Galgenmännlein, Solothurn 2004, S. 101 f.

17 Ebd., S. 102 f.

18 Martin Luther (1483–1546) übersetzte das Wort »Dudaim« mit »Liebesapfel«.

19 Genesis 30, 14–30: »Einst ging Ruben zur Zeit der Weizenernte weg und fand auf dem Feld Alraunen. Er brachte sie seiner Mutter Lea mit. Das sagte Rahel zu Lea: Gib mir doch ein paar von den Alraunen deines Sohnes! Sie aber erwiderte ihr: Ist es dir nicht genug, mir meinen Mann wegzunehmen? Nun willst du mir auch noch die Alraunen meines Sohnes nehmen? Da entgegnete Rahel: Gut, dann soll Jakob für die Alraunen deines Sohnes heute Nacht bei dir schlafen. Als Jakob am Abend vom Feld kam, ging ihm Lea entgegen und sagte: Zu mir musst du kommen! Ich habe dich nämlich erworben um den Preis der Alraunen meines Sohnes. So schlief er in jener Nacht bei ihr. Gott erhörte Lea. Sie wurde schwanger und gebar Jakob einen fünften Sohn.«

20 Vgl. MÜLLER-EBELING/RÄTSCH (wie Anm. 16) S. 52.

21 Ebd., S. 75.

22 Ebd., S. 105 f.

23 FUCHS, Leonhart: New Kreüterbuch, Basel 1543.

24 BOCK, Hieronymus: Kreütterbuch, Strassburg 1577.

25 MATTHIOLUS, Pierandrea: Kreutterbuch, Frankfurt am Main 1626.

26 BRUNNFELTZ, Otho: Kreüterbuch, Strassburg 1532.

27 MÜLLER-EBELING/RÄTSCH (wie Anm. 16) S. 2.

28 Auch in die Werke der Weltliteratur fand die Alraune Eingang: William Shakespeare, Wolfgang von Goethe oder Gustave Flaubert widmeten sich der vermeintlichen Zauberpflanze ebenso, wie in neuester Zeit Joanne K. Rowling, die der Wurzel rückverwandeltende Wirkung zuschrieb. Eine umfangreiche Quellen und Literaturliste findet sich in: MÜLLER-EBELING/RÄTSCH (wie Anm. 16) S. 143–162.

29 Ausnahmen finden sich bei LANGE (wie Anm. 14), MÜLLER-EBERLING/RÄTSCH (wie Anm. 16), DAUNAY/LATERRON/JANICK 2007 oder Diana Craig PATCH (Blog-Eintrag vom 25. Januar 2016, An Anciet Egyptian Aphrodisiac, <https://imalqata.wordpress.com/2016/01/25/an-ancient-egyptian-aphrodisiac/>; aufgerufen am 7. August 2016).

30 Sybille Ebert-Schifferer weist in Bezug zum Stilleben von Vincenzo Campi »Die Obstverkäuferin« (um 1580, Öl auf Leinwand, 145 x 215 cm, Mailand, Pinacoteca di Brera, Inv. 333) bereits auf diesen Aspekt hin. Vgl. EBERT-SCHIFFERER, Sybille: Die Geschichte des Stillebens, München 1998, S. 44, Abb. 29, S. 48.

31 Mehr noch als Zunftzugehörigkeit war Reichtum das entscheidende Element zur Bildung der politischen Führungsschicht. RENFER, Christian: Von der Burg zum Landsitz. Zürcherischer Herrschaftsbau zwischen Spätmittelalter und Neuzeit, in: Peter Niederhäuser (Hg.): Alter Adel – Neuer Adel? Zürcher Adel zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band 70) Zürich 2003, S. 143–163.

32 Vgl. RENFER (wie Anm. 31) S. 149. In der Stadt Schaffhausen siedelten sich Adlige der näheren und weiteren Umgebung an, um Hoheitsrechte als Erblehen des Abtes zu übernehmen; siehe auch SCHIB, Karl: Geschichte der Stadt Schaffhausen. Zum 900jährigen Bestehen der Stadt Schaffhausen, hg. vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen, Schaffhausen 1945, S. 37–45.

33 Vgl. GUGGENHEIMER, Dorothee: Städtische Landsitze in der Umgebung von St. Gallen: Eine mentalitätsgeschichtliche Einordnung, in: Schloss Greifensee »ist ein lustig Sitz«, St. Gallen 2010, S. 21–32, hier S. 26 sowie RENFER (wie Anm. 31) S. 149 f.

34 Zur Zeit ihres aufstrebenden Reichtums und Ansehens suchten Mitglieder der Zollikofer-Familie sich durch Heirat mit adligen Familien zu verbinden. Vgl. GÖTZINGER, Ernst: Die Familie Zollikofer, in: Neujahrsblatt des Historischen Vereins in St. Gallen, St. Gallen 1887, S. 3–38, hier S. 19 f.

35 Vgl. GUGGENHEIMER (wie Anm. 33) S. 26–30.

36 Siehe dazu die Abbildungen S. 72, 77–59 in KESSELRING-ZOLLIKOFER, Marie-Hélène; Zollikofer, L. Christoph: Das Fideikommiss der Zollikofer von Altenklingen, Weinfeld 2010.

37 Vgl. FRAUENFELDER, Reinhard: Geschichte der Familie Peyer mit den Wecken. 1410–1932, Schaffhausen 1932, S. 1–7.

38 Vgl. SCHECK, Peter: Peyer im Hof, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 27.11.2009, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D23351.php>. Peyer (mit den Wecken).

39 Über das Lehnwort sannare ist das Verb zannen ins Deutsche gekommen und bedeutet »mit höhnischem, spöttischem Gesicht«. KRÖLL, Karin/STEGE, Hugo (Hg.): Mein ganzer Körper ist Gesicht. Grotes-

ke Darstellungen in der europäischen Kunst und Literatur des Mittelalters, Freiburg im Breisgau 1994, S. 256.

40 Zanner kommt häufig in Verbindung mit Blecker vor, was »Hinternentblösser« bedeutet. Zu Vorkommen und Bedeutung der Entblössungsgebärde siehe KRÖLL (wie Anm. 39) S. 239–294.

41 GRIMM, Jacob/GRIMM, Wilhelm: Deutsche Sagen, München 1981, Bd. 2, Sp. 256. Zitiert in KRÖLL (wie Anm. 39) S. 240, FN 6.

42 Vgl. KRÖLL (wie Anm. 39) S. 271f.

43 Bezeichnung für einen speziellen Typ Jagdhund.

44 Zahlreiche Abbildungen und Ausführungen dazu finden sich in KRÖLL (wie Anm. 39).

45 Die Gestalt des Hermaphroditen geht auf die Geschichte der Salmakis zurück, die Ovid in den Metamorphosen (IV, 285 ff.) beschreibt.

46 Vgl. LINKE, Guido: Vom Laubwerk zum »Grünen Mann« – Die Schlusssteine im Langhaus, in: Freiburger Münster. Gewölbesteine. Vielfalt – Pracht – Funktion, hg. vom Freiburger Münsterbauverein, Freiburg im Breisgau/Berlin/Wien 2013, S. 19–37, hier S. 23.

47 RAGLAN, Lady: The »Green Man«, in: Church Architecture, Folklore, Vol. 50, No. 1 (Mar. 1939), S. 45–57.

48 Die Ausführungen zum »Grünen Mann« basieren auf der Monographie von ANDERSON, William: Der Grüne Mann. Ein Archetyp der Erdverbundenheit, Wangen a. d.A. 1993, hier S. 22.

49 Ebd., S. 17.

50 Die Blattmaske gilt als ein in der römischen Antike entwickeltes, in der Romanik wieder aufgegriffenes und vor allem in der Gotik häufig verwendetes Motiv. Das Dekorelement wird in der Literatur beschrieben als ein mit Blättern umranktes, menschliches Gesicht, das vorzugsweise an Kapitellen, Konsolen und Schlusssteinen, aber auch in den Schmuckranken mittelalterlicher Handschriften zu finden ist. LEIN, Edgar: Das grosse Lexikon der Ornamente. Herkunft, Entwicklung, Bedeutung, Leipzig 2004, S. 32. Auch auf Schweizer Ofenkacheln waren Blattmasken-Darstellungen ein bekanntes Motiv.

51 Ebd., S. 23.

52 Das Objekt an der Schmiedgasse 1 ist nur noch fragmentarisch erhalten.

53 Vgl. zum Beispiel den Schlussstein im Joch des südöstlichen Eckfeldes im Kreuzgang des ehemaligen Frauenklosters St. Katharinen in St. Gallen. Dem kreisrunden Feld ist ein Mönch mit Tonsur eingeschrieben. Der Kreuzgang stammt aus den Jahren

1504–1507. Abbildung in REEB/GUGGENHEIMER 2013, S. 23. Die Schlusssteine im Kreuzgang des ehemaligen Benediktinerklosters Marienberg in Rorschach (erbaut 1497–1518) zeigen unter anderem die Kopfbilder von Werkmeistern, Architekt und Abt. Vgl.

SEITZ, Hans: Der Reichtum der Rorschacher Schlusssteine und ihrer 45 Brustbildnisse: eine Selbstbesinnung des aufsteigenden Bürgertums auf Christus und Persönlichkeit, Natur und Technik, in: Rorschacher Neujahrsblatt, 1967, S. 7–52; Abbildungen S. 50f.

54 Vgl. REEB, Claudia/GUGGENHEIMER, Dorothee: Kloster St. Katharinen St. Gallen, hg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte GSK, Bern 2013, S. 22, Abbildung S. 38 sowie HEILIG, Edgar: Das ehemalige Katharinenkloster – eine kunsthistorische Würdigung, in: St. Katharinen – vom Kloster zum kulturellen Zentrum, hg. von Peter E. Schauffelberger, St. Gallen 1978, S. 23–38, Abbildung S. 28.

55 Ursprünglich soll der Erker zur Aufnahme eines Hausaltars gedient haben. Laut Verordnung durfte sich über einem Altar kein Wohnraum befinden. Durch die Platzierung des Altars in einem Fassadenausbau (Erker), konnte die Vorgabe eingehalten und dennoch ein oberes Stockwerk angefügt werden. Vgl. BRAND, Fritz: Fenster und Erker, in: Das Bürgerhaus in Konstanz, Meersburg und Überlingen, hg. von Frank Kretzschmar und Ulrike Wirtler, Passau 1977, S. 80–96, hier S. 92.

56 Vgl. ZUMBRINK, Stephanie: Freiburger Münster. Gewölbesteine. Vielfalt – Pracht – Funktion, hg. vom Freiburger Münsterbauverein, Freiburg im Breisgau/Berlin/Wien 2013, S. 7.

57 HIRSCH, Fritz: Konstanzer Häuserbuch (Festschrift zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Stadt Konstanz mit dem Hause Baden. Erster Band: Bauwesen und Häuserbau, mit 182 Abbildungen und einem Kupferstich), Heidelberg 1906, S. 196, ist der Meinung, dass durch den Mund der Kopf-Figur das Abtropfwasser, der in den lichtreichen Erkern besonders gut gedeihenden Zimmerblumen, abgeleitet werde. Albert Knoepfli kommt zu demselben Schluss. Vgl. KNOEPFLI, Albert: Die Kunstgeschichte des Bodensees, Band 2: Vom späten 14. bis zum frühen 17. Jahrhundert. Überblick – Baukunst, Sigmaringen/Stuttgart/München 1969, S. 387. Dafür, dass Zimmerpflanzen im Mittelalter und der Frühen Neuzeit in Erkern gezogen wurden, konnte kein Quellenbeleg gefunden werden. Insgesamt scheint diese These eher fragwürdig und womöglich eine Phanta-

sievorstellung aus der Zeit des frühen 20. Jahrhunderts.

58 Neben Verzierungen von architektonischen, plastischen Relieffarbeiten wie Schlusssteinen, Tür- oder Fensterbogen, Kapitellen und Konsolen wurden Maskarone auch zur Zierde von Möbeln, Gefässen oder Waffen verwendet. Vgl. LEIN (wie Anm. 50) S. 328 und KOEPF, Hans/BINDING, Günther: *Bildwörterbuch der Architektur*, 4., überarbeitete Auflage, Stuttgart 2005, S. 319.

59 KNOEPFLI (wie Anm. 57) S. 387 identifiziert den Fenstergucker an der Münzgasse 30 als Landsknechtfigur.

60 Vgl. LOUIS, Julien: Der Anteil Niclaus Gerhaerts an der Entwicklung der Figurenbüste nördlich der Alpen, in: Niclaus Gerhaert. *Der Bildhauer des späten Mittelalters*, hg. von Stefan Roller anlässlich der Ausstellung Niclaus Gerhaert. *Der Bildhauer des Mittelalters*, Liebieghaus Skulpturensammlung, Frankfurt am Main, 27. Oktober 2011 bis 4. März 2012, Petersberg 2011, S. 103–107, hier S. 104.

61 Siehe hierzu als erhaltene Beispiele: Anton Pilgram, *Selbstporträt*, 1513, Wien, Stephansdom, Orgelfuss; Anton Pilgram, *Selbstporträt*, Wien, um 1500, Stephansdom, Kanzel; Nikolaus von Hagenau, *Büste eines sich auf den Ellbogen aufstützenden Mannes*, um 1500, farbig gefasstes Lindenholz, Strassburg, Musée de l'Œuvre Notre-Dame.

62 Das Brüstungsfeld befindet sich heute im Historischen und Völkerkundemuseum St. Gallen (siehe <http://www.online-collection.ch/galerie/kamel-erker-zwischenstueck-des-erkers-vom-haus-zum-kamel-an-der-marktgasse-in-st-gallen/>).

63 SCHLATTER, Salomon: *Schreibmappe*, St. Gallen 1906, S. 28.

64 *Bürgerhaus* 1913, S. XIII.

65 HARDEGGER, August/SCHLATTER, Salomon/SCHIESS, Traugott: *Die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen* (Band I der Reihe *Die Baudenkmäler des Kantons St. Gallen*, hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen), St. Gallen 1922, S. 433.

66 POESCHEL, Erwin: *Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen*, Band II: *Die Stadt St. Gallen*, erster Teil, Basel 1957, S. 323; identischer Wortlaut bei ZIEGLER, Ernst: *Erker in St. Gallen*, St. Gallen 1994, S. 84.

67 Ebd., S. 305; STUDER, Daniel: *Ortsbilder und Kulturobjekte*, hg. vom Stadtbauamt Rorschach, Rorschach 1991, S. 55.

68 Die Begriffe *Kostüm- und Trachtenbücher* werden in der deutschsprachigen Literatur weitgehend synonym verwendet. Vgl. KUHLE, Isabel: *Cesare Vecellios Habiti antichi et moderni: Ein Kostüm-Fachbuch des 16. Jahrhunderts* (Dissertation), Köln 2008, S. 23.

69 *Lexikon der Kunst*, hg. von Harald OLBRICH u. a., Leipzig 1994, S. 388f.

70 Vgl. WEIGEL, Hans: *Habitus praecipuorum populorum, tam virorum quam feminarum singulari arte depicti*. *Trachtenbuch: darin fast allerley und der fürnembsten Nationen, die heutigtags bekandt sein, Kleidungen, beyde wie es bey Manns und Weibspersonen gebreuchlich, mit allem Vleiss abgerissen sein, sehr lustig und kurtzweilig zusehen*, Nürnberg 1577, Reproduktion, Unterschneidheim (1577) 1969, 1969, Vorwort zur Reproduktion, o. S.

71 Vgl. KUHLE (wie Anm. 68) S. 24.

72 Er lebte von 1549 bis vor 1578.

73 Die Erstaussgabe von 1577 wurde 1969 im Walter Uhl-Verlag neu aufgelegt.

74 Die zeichnerischen Entwürfe werden teilweise dem in Zürich geborenen und damals in Nürnberg lebenden Jost Amman (1539–1591) zugeschrieben.

75 Vgl. zum Beispiel Abbildung in WEIGEL (wie Anm. 70): türkischer Imperator (S. CLXXXVII) oder militärischer Begleiter des türkischen Imperators (S. CXCI).

76 Das Zwischenstück befindet sich heute im Historischen und Völkerkundemuseum St. Gallen. Beim Versetzen des Erkers von der Marktgasse 22 an die Spisergasse 22 im Jahr 1919 musste aufgrund der tieferen Geschosshöhe des neuen Standorts auf die Anbringung dieses Brüstungsfeldes verzichtet werden.

77 Bei den beiden Tieren auf dem Brüstungsfeld handelt es sich genau genommen um Dromedare. Wissenschaftlich gehören sie jedoch zur Familie der Kamele.

78 Vgl. Abbildung in WEIGEL (wie Anm. 70) (S. CXCI).

79 POESCHEL (wie Anm. 66) S. 323, FN 2.

80 Bei den Mandaten handelt es sich um schriftliche Verordnungen oder Befehle, die von der stadtsanktgallischen Obrigkeit seit der Reformation erlassen wurden. Im Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde sind diese in vier Bänden überliefert und transkribiert (StadtA SG, Bd. 546, Bd. 547, Bd. 548, Bd. 548a). Vgl. ZIEGLER, Ernst: *Mandate des 17. und 18. Jahrhunderts* (unpubliziertes Manuskript, Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde St. Gallen), o. J., S. 3f. sowie GUGGENHEIMER, Dorothee: *Fremd ge-*

kommen – fremd geblieben? Fremdheit in den Mandaten der Stadt St. Gallen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert (unveröffentlichte Lizentiatsarbeit der Universität Zürich), Zürich 2004, S. 21.

81 Die Zusammensetzung des Rates der Stadt St. Gallen, der für die Erlasse von Mandaten verantwortlich war, war unterschiedlich. Folgende Zusammensetzungen waren möglich 1. der Bürgermeister und der Rat, 2. der Rat, ohne weitere Präzisierung, 3. der Kleine Rat, der Grosse Rat und der Bürgermeister, 4. der Kleine Rat oder 5. der Grosse und der Kleine Rat. Weitere Ausführungen dazu bei GUGGENHEIMER (wie Anm. 80) S. 25f.

82 Vgl. zum Beispiel StadtA SG, Bd. 547, S. 932 (1661); StadtA SG, Bd. 547, S. 971f. (1663); StadtA SG, Bd. 547, S. 989f. (1664); StadtA SG, Bd. 547, S. 1141f. (1683).

83 Cornelia Kleinlogel hält zu dieser Frage in ihrem Überblick über die frühneuzeitliche deutschsprachliche Literatur fest, dass dem guten Informationsstand über die Türkengefahr keine adäquaten politischen und militärischen Aktionen parallelgeschaltet gewesen seien. KLEINLOGEL, Cornelia: Exotik – Erotik: Zur Geschichte des Türkenbildes in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit (1453–1800) (Bochumer Schriften zur deutschen Literatur), Frankfurt am Main 1989, S. 18.

84 Vgl. OSTERHAMMEL, Jürgen: Die Entzauberung Asiens: Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert, München 1998, S. 387, hier zitiert nach GUGGENHEIMER (wie Anm. 80) S. 117.

85 StadtA SG, Bd. 547, S. 932–934 (1661) und StadtA SG, Bd. 547, S. 971f. (1663).

86 StadtA SG, Bd. 547, S. 989f. (1664).